Ein Wort

über die

Pflegung und Erhaltung

der

Forsten und der Bauern

im Sinne einer höheren d. h. menschlichen Gesetzgebung.

Von

E. M. Arndt.

Schleswig, 1820.

Gedruckt und verlegt im Königlichen Taubstummen-Institut.

Leipzig,
In Commission bei Carl Tauchnitz.

E:
Bibliotheca Regia
Berolinensis

Die folgende Abhandlung, welche vor fünf Jahren mit mehreren andern in der Zeitſchrift dem Wächter erſchien, wird hier wieder abgedruckt. Der Urſachen des Wiederabdrucks ſind zwei: die erſte öffentliche Entſtellungen meiner Grundſätze durch meine Feinde, die zweite die Wichtigkeit des Gegenſtandes ſelbſt, wovon in dieſer Abhandlung die Rede iſt. Ueber beides ein paar Worte.

In mehreren Zeitungen und fliegenden Blättern bin ich in dem letzten halben Jahre mit ſolchen zuſammengeſtellt, von welchen man behauptet, ſie ſeyen geſchworne Feinde alles Adels und aller Fürſten; man hat vorgegeben, ihre Grundſätze ſeyen die meinigen. Ich finde nicht länger einen Grund, dazu zu ſchweigen, wiewohl ich auch keinen dringenden Grund habe, mich gegen ſolche Verleumdungen eben ſehr aufzulehnen. Denn das habe ich in der verhängnißvollen Zeit, worein mein Leben gefallen iſt, gelernt, daß weder das Lobgeſchrei noch Schimpfgekrächze der Menge etwas hilft, wo nicht

einen durch Zorn und Eitelkeit aufzublähen: Blähungen, die beide gleich verderblich ſind. Ich weiß auch den Spruch auswendig, den der Herr einſt zu ſeinen Jüngern und Sendeboten geſprochen: Weh euch, wenn euch alle ſchön ſprechen! Ein Spruch, den ſich ſogar ein kleiner Schriftſteller zu merken hat, den aber alle Fürſten und Miniſter mit goldenen Buchſtaben über ihrem Schreibtiſche ſich an die Wand mahlen laſſen ſollten. Ich bin ſchon zufrieden, daß ich einiger Menſchen ſtolz und ſicher ſeyn kann, der Wenigen, die mich kennen und die von ſolchem Unzeuge nichts glauben werden, weil es nicht mein Unzeug iſt.

Dies veranlaßt mich nun auch, mich hier ein Mal für alle Mal frei und offen zu erklären und zu bekennen: ein gutes Bekenntniß, hoff' ich, in einer guten Sache. Denn ich ſehe nichts ſo Koſtbares auf dieſer Erde, weswegen ich mich in meinem funfzigſten Jahre noch fürchten ſollte; auch liegt mir die Pflicht ob, meinen Freunden zu zeigen, daß ich das nicht bin, was die Engländer mit einem ſchlagenden Worte einen go-between nennen: ein Zwiſchenläufer, ein pfiffiger und politiſcher Durchſchlüpfer. Denn jauchzend haben viele jüngſt gerufen und rufen hin und wieder noch: Nun werden wir ſehen, wie haſiſch und füchſiſch ſie durchzuſchlüpfen ſuchen werden.

Ich ſoll ein gefährlicher und erbitterter Feind des Adels ſeyn. Das haben

meine Feinde hie und da ausgeſäet und in fliegenden Blättern rundfliegen laſſen. Ich aber frage ſie: wo ſteht das geſchrieben? Doch, ſtatt auf ihre Antwort zu warten, will ich dieſe Frage ſogleich ſelbſt beantworten, und zwar auf meine Weiſe und auf die Weiſe, wie ich es zum Theil früher ſchon gethan habe. Mir iſt nach der hohen Idee, die ich vom Adel habe und die unſre frühere Geſchichte vom Adel gehabt hat, nicht jeder ein gültiger Edelmann, der das Herr von vor ſeinem Namen führt. Es giebt hier gar zu viele Herren von Schlöſſern, die in der Luft liegen, von rechten ſpaniſchen Schlöſſern. Ich habe zwiſchen dem Junker und Edelmann immer unterſchieden, und unterſcheide auch hier zwiſchen dieſen beiden ſehr verſchiedenenen Gewächſen. Ich habe unter den Junkern meine bitterſten Feinde gehabt, wie unter den Edelleuten meine treueſten Freunde; und ſo iſt es bis auf dieſen heutigen Tag. Es ſind jetzt ſechszehn Jahre und ein wenig darüber, wo ein rechtſchaffener offener Kampf gegen Junkerei in der heimathlichen Inſel durch Hinterliſt und Anklage hinter dem Rücken bei meinem damaligen Könige mich beinahe an einen Ort gebracht hätten, wo weder Sonne noch Mond ſcheint. Die das damals wollten, haben mich ſeitdem nicht losgelaſſen, ich ſie auch nicht, wenigſtens nur abſatzweiſe. Wir beide kommen immer ganz natürlich wieder gegen einan-

der zu ſtehen. Ich ſcheine nur gelernt zu haben, daß dieſe Zeit keine Junker ertragen kann; ſie ſcheinen nur zu wiſſen, daß die Junker das einzige Heil der Welt, das Salz der Erde, die Genoſſen und Stützen der Thronen, die einzigen immerſtolzen und immerfreien Seelen und Lichter der Staaten ſind und ſeyn müſſen: was darunter und daneben iſt Pöbel und wird im Staate nur gezählt nicht gewogen, und das von Rechtswegen. Denn der Junker iſt von Natur ein ſehr liſtiges und ſchmeichliſches Geſchöpf und weiß ſich eben ſo allgefügig und allgeſchmiegig, und zu gleicher Zeit allherriſch und allknechtiſch in alle Biegungen einzuſchwenken und durch alle Löcher zu ſchlüpfen, als der Edelmann ſtolz, grad und feſt durch die Welt und ihre Verhältniſſe durchſchreitet. Daß zwiſchen dem Adel, dem hohen und unabhängigen Adel und den Fürſten ein nahes und inniges Verhältniß iſt, liegt offen am Tage; daß es aber zwiſchen den Junkern und Fürſten auch ſey, habe ich und haben viele geſcheidtere Leute, ſelbſt mit doppelten Scharfgläſern und Ferngläſern bisher nicht entdecken können, obgleich jene immer im Munde führen: wir ſind der Fürſten und Könige Volk, wir ſind die gebornen Vorkämpfer und Fürkämpfer. Ich habe nämlich mit jenen geſcheidteren Leuten (man blättere bloß des weiland ſehr geſcheidten Spittlers Staatengeſchichte ein wenig durch oder leſe auch nur Vertots ſchwaches Büchlein von den Umwäl-

zungen Europas) in der Geſchichte gefunden, daß die Throne der Herrſcher da am unſicherſten geſtanden ſind, wo für Adel Junkerei geworden war. Man blättere die Jahrbücher des älteren Ungarns und Schottlands oder des neueren Schwedens und Polens nur ein wenig durch, und man wird ja wohl ſehen, was denn von dieſen kühnen Vorſpiegelungen die Wahrheit iſt.

Nun ſind aber die Junker ſchlau genug, ſich und ihr Daſeyn und ihre Vortheile mit den Fürſten und dem Adel und mit dem Daſeyn und den Vortheilen derſelben immer zu miſchen und ſich zu gebärden, als ſeyen die Drei Eins. Wer ſie angreift, wer ihr leeres und nichtiges Daſeyn, ihre leeren und nichtigen Anſprüche anficht, der wird Aufrührer, Umwälzer, Feind aller Ordnung und alles Gehorſams geſcholten, der geht auf nichts Geringeres aus, als alle Grundſätze von Recht und Sittlichkeit und mit ihnen alle Thronen, Herrlichkeiten und Gewalten zu untergraben. Durch dieſes flunkernde Voltaſchlagen, durch dieſes falſche Miſchen und Wippen und Schnippen der Karten haben ſie offen und geheim immer noch genug Angeſand zu ſtreuen verſtanden, obgleich ihnen das gut geſchliffene Schießpulver mehr und mehr ausgugehen anfängt.

Wie ich es nun hinſichtlich der Junker meine und auch hinſichtlich des Adels, das zeigt eben dieſe Abhandlung. Ich will keinen andern Adel

und darf keinen andern wollen, als einen freien und ſicheren, d. h. auf ſo ſicherem und feſtem Vermögen gegründeten, daß er ſtolz und ruhig, und der Quälereien der kleinlichen Noth ledig im Volke da ſtehen könne. Will man den Adel erhalten, ja will man ihn wiederherſtellen — denn ſeine Geltung iſt ja zerfallen genug auch ſelbſt in der Meinung — ſo dürfen nur reiche und auf Landgütern angeſeſſene Familien den Adel darſtellen; alle andere müſſen ſich gefallen laſſen, der Geltung und Bedeutung nach ins ganze Volk zurückzufallen.

Was in dieſer kleinen Schrift nur in einen ungefähren Rahmen gefaßt und in leichten und ſchwankenden Umriſſen hingeſtellt iſt, das ſollte ein großer Fürſt oder edler Miniſter ſich einmal als das feſte Ziel ſeines Lebens, als eine Arbeit für zwanzig oder vierzig Jahre vor Augen ſtellen und täglich darauf ſchauen, bis der Mittelpunct, der eigentliche Kern der Anſicht, ſo unverrücklich ſicher ſtünde, daß der Umkreis des Mittelpuncts ſich wie von ſelbſt zöge und die Anſicht Einſicht würde. Freilich eine Aufgabe voll Schwierigkeiten und Dornen, unendlich ſchwerer, als einen neuen Finanzplan zu entwerfen oder eine neue Wehrordnung zu ſchaffen, aber auch wie viel löhnender und wohlthätiger für die Folgezeit! Ich bin überzeugt, wie von dem unſterblichen Leben meiner Seele, daß ohne gute Ackergeſetze kein guter Staat ſeyn,

wenigſtens auf die Länge nicht bleiben kann, daß dies der größte und wichtigſte Vorwurf iſt, welchen die Zeit den Weiſen und Guten unter den Gewaltigen aufgegeben hat. Hier ſind noch Kronen der Unſterblichkeit und Beinamen der Geſetzgeber zu verdienen, wie Moſes und Lykurgus deren weiland gewonnen und jene der Geſchichte unbekannte Weiſen und Helden der Vorwelt, welche unſern Altvordern von Skandinaviens Fjäll bis zu den Geſtaden des Rheins und der Donau einſt die Verfaſſung ſchufen. Es können die beſten Verfaſſungen, die weiſeſten Geſetzgebungen wenig frommen, wo es am Grunde des Gebäudes verſehen iſt. Der Grund des Gebäudes aller Verfaſſung aber iſt mir zumeiſt der Grund ſelbſt: der Grund und Boden des Staats, das Land, die Erde. Jedes Volk — ſchlagt die Blätter der Geſchichte auf, wie viel ihrer ſind — wird endlich nothwendig Geſindel, wo man die Bewohner und Bebauer des Landes, welche gleichſam die ewige Stärkung, Erfriſchung, Ergänzung des Verlebten und leiblich oder geiſtig Zerriebenen ſeyn ſollen, Geſindel werden läßt, wo die Verfaſſung den Grundbeſitz dem Zufall und Wechſel überlaſſen hat, wo die Verhältniſſe des großen und kleinen Landmanns, des Edelmanns (meines Edelmanns) und Bauers, nicht feſt und auf die Dauer beſtimmt ſind. Denn es iſt unvermeidlich, daß da, wo der Wechſel und die Theilbarkeit

der Landgüter bis ins Willkührlichſte und Unendliche erlaubt iſt, nicht endlich ein polniſcher Adel und ein chineſiſches Pöbelvolk werde, — an beiden Enden. Nur da wird das Feſte, Treue, Redliche, Tapfere und Unbeſiegliche im Volke unvertilglich dauern, wo das Landvolk in ſo wohlthätigen Banden gehalten wird, daß es nicht, wie dies leider in manchen Gauen unſers teutſchen Vaterlandes ſchon der Fall iſt, eitelbeſitzloſes und wurzelloſes Geſindel werden kann. Ich verſtehe hier unter meinen wohlthätigen Banden nicht die alte Lehnverfaſſung, auch nicht die alte Guthörigkeit oder Leibeigenſchaft; ſondern ich meine den Adel und den Bauernſtand auf Majoraten gegründet, die unmittelbare Majorate des Staats ſeyn ſollen, ich meine die Unveränderlichkeit und die Unveräußerlichkeit der Güter für Edelleute und Bauren, daß ſie nicht getheilt und zerſtückelt werden noch aus dem Stande herausgehen können. *)

Ich ſage nach meiner Ueberzeugung und Erfahrung: Glücklich ſind die Staaten, wo die Hälfte oder Zweidrittel des Bodens von freien Bauern beſeſſen ſind, und wo Geſetze die Erhaltung dieſer Bauern auf ihren Hufen ſichern; glücklich ſind die

*) S. meine Abhandlung: Ueber den Bauernſtand und ſeine Stellvertretung im Staate, Berlin 1815, 2., welche dieſer Schrift gewiſſermaßen zur Ergänzung und Erläuterung dient.

Staaten, die nur die großen adlichen Gutsbeſitzer als Adel gelten laſſen. Ich meine aber auch, wo dies Verhältniß nicht iſt, wo es vielleicht einſt war und zerrüttet oder untergegangen iſt, da müſſe es neu gemacht oder wiederhergeſtellt werden, wenn wir mit all unſrer europäiſchen Aufklärung, Wiſſenſchaft und Weisheit durch die elendeſte Dummheit und Nichtigkeit nicht endlich mit einander zu Trümmern gehen wollen. Wenn ich z. B. als Fürſt oder Miniſter den Bauerſtand erſt geordnet und befeſtigt hätte als die wichtigſte Vorarbeit, ſo könnte ich dann nach den Hülfsmitteln und der Volksmenge meines Staats ungefähr berechnen, wie viele große und unabhängige, adliche Familien dieſer Staat wohl tragen könnte. Dieſe würden dann für alle Zeiten auf Majoraten begründet und geſtiftet, das goldne Buch aber würde geſchloſſen, ſo daß nur, wenn Familien ausgeſtorben wären, dieſe durch neue Edelleute ergänzt werden dürften. Denn die Willkühr müßte hier durchaus durch ein Geſetz beſchränkt werden. Wenn nämlich der Bauerſtand die Hälfte oder zwei Drittel des Grundes und Bodens als Bauerlehen des Staats inne hätte, ſo würde ich von der übrigen Hälfte oder dem übrigen Drittel dem Adel die Hälfte als feſtes Majorat zutheilen. Was von dieſer wieder halbirten Hälfte nun als letzte Hälfte noch unbeſchlagen und unbelegt bliebe, das ließe ich frei für jeden beliebigen Beſitz und Wech-

ſel des Beſitzes, damit auch die andern Bürger des Staats, die eben nicht Bauren oder Edelleute wären, Gelegenheit hätten, Landbeſitz zu erwerben und ſich des Landlebens und ſeiner Geſchäfte zu freuen.

Auf dieſe Weiſe wäre die Hauptſorge abgethan für alle und für alles und ich hätte durch dieſe einfache und natürliche Einrichtung die Thätigkeit, Ehrenfeſtigkeit, Treue und Tugend an der immer noch beſten und freundlichſten Hegerin, Pflegerin und Erzieherin des Menſchen, an der Erde ſelbſt, befeſtigt. Solch ein Geſetz würde ich ſchreiben, nicht mit grüner Farbe oder blauer Farbe noch mit dem Cacas de Dauphin des Tages, ſondern mit dem unauslöſchlichen rothen Pinſel des Kaiſers von China. Denn was er mit dem rothen und unauslöſchlichen Pinſel geſchrieben hat, das ſteht unverrücklich feſt für alle Zeiten.

Daß bei einer ſolchen Verfaſſung und Anordnung nicht die Köpfe gerechnet und gewogen werden, ſondern allein die Seelen, verſteht ſich von ſelbſt. Bei meiner Rechnung, wo nur Gediegenes und Gewichtiges auf die Waage gelegt wird, kommt es mir auf ein paar Nullen mehr oder weniger nicht an: denn da bleiben die Nullen wirklich Nullen. Und damit ich es mit Einem Worte ausſpreche: Ich will in Oſtfriesland, Magdeburg, Heſſen lieber 1800 und 2000 Menſchen auf einer Geviertmeile, als im Erzgebirge, im Bergiſchen

Lande und hin und wieder am Rhein, wo der Bauerſtand durch Zerſtückelung der Güter faſt aufgelößt iſt, 4000 oder 5000 Köpfe, die neben dem Landbau allerlei Gewerbe und Geſchäfte treiben, die nebenbei allerlei ſind und haben, nur das nicht ſind und nicht haben, was Bauern ſeyn und haben ſollen. Ich will und wünſche den tüchtigen Edelmann und den tüchtigen Bauer, den freien, ehrenfeſten, tapfern Menſchen, eine treue und feſte Wehr und Fauſt im Kriege, wann es gilt, das Vaterland und ſein uraltes heiliges Erbe zu vertheidigen, eine noch treuere und feſtere Wehr im Frieden, wann es gilt, Geſetz und Zucht im Staate zu erſchaffen, und — das Schwerere — Geſetz und Zucht zu erhalten.

So finde ich den ſicherſten Grund des Staats in dieſen beiden Ständen, die im teutſchen Lande urſprünglich nur Einen Stand ausmachten und auch faſt den einzigen. Ich bin aber bei dieſer Anſicht, die ich immer aufgeben kann, nicht ſo ſchnöd und einſeitig, daß ich alle, die nicht auf Schollen angeſeſſen ſind, nur Häuerlingen und Miethlingen gleich achtete oder über die weite Welt verſprengten und verſchüchterten Juden und Zigeunern, als die da auf Erden nirgend eine Stätte hätten, wo ſie rechtlich das Haupt hinlegen könnten, wie in unſern Tagen einige ſich unterſtanden haben zu behaupten, welche eines großen Mannes (Juſtus Möſers) großartige geſchichtliche Anſicht, die aber meiſt

nur für das Mittelalter ihre volle Gültigkeit hatte, wie sie aus dem Mittelalter entsprungen war, so weit ausgesponnen, sein Gold so weit gereckt und gedehnt haben, daß aus Gold Goldschaum geworden ist und nicht einmal Goldschaum. Wir sind Christen und sind als Christen freilich in aller Beziehung unstäte Pilger und Fremdlinge auf Erden, aber in politischer Hinsicht sind wir eben als Christen Miterben und Mitbewohner des Landes, nicht aus Gnaden sondern aus Recht. Ich meine allerdings, daß auch die Bürger des Staats, die nicht Edelleute und Bauern sind, nicht Taubstumme seyn müssen, sondern ein Stimmrecht in denselben haben sollen; wie aber, das geht mich hier nichts an. Wir Teutsche haben lange aufgehört bloß Edelleute und Bauern zu seyn. Ich hätte lieber sagen sollen: wir sind es lange schon viel zu wenig gewesen.

Nachdem ich den rechten Edelmann und Bauer mit der heiligen Tinte habe schreiben und mit dem unauslöschlichen rothen Kaiserpinsel habe übermahlen lassen für ewige Zeiten, zuletzt noch ein Glaubensbekenntniß, das zugleich ein politisches und ein religiöses ist, und das ich ohne Furcht und Zagen abzulegen bei dieser Gelegenheit mich berufen fühle.

Ich bin Protestant. Sehr zufällig wahrscheinlich, weil von protestantischen Eltern gezeugt und im protestantisch lutherischen Lande gebohren und erzogen. Aber doch freue ich mich und habe mich gefreut von der ersten Stunde meines freien und

lichten Bewußtſeyns bis dieſen Tag, daß ich Proteſtant bin und in dem Athem und Glanz der freien Luft und des freien Lichts des Proteſtantismus aufgewachſen. Ich glaube auch, daß ich bei dieſer Freude, daß ich ein Proteſtant bin, ehrlich geſtrebt und gearbeitet habe zu erkunden und zu erkennen, was der Proteſtantismus an ſich iſt und was er nun drei Jahrhunderte in dem europäiſchen Leben und der europäiſchen Geſchichte bedeutet hat. Ich meine, ich habe ſeine Vortheile und Wohlthaten einigen nicht mißfällig hin und wieder geſchildert, aber auch die Nachtheile und die Uebel nicht verſchwiegen, deren ſeine Gegner ihn beſchuldigen, die ihm freilich die ganze unendliche Laſt der drei letzten Jahrhunderte auf den Nacken wälzen, ſo daß dieſer allerdings ſteife und mächtige Nacken faſt zu viel zu tragen hat, obgleich er was Ehrliches tragen kann. Der Proteſtantismus ſoll nun einmal — beſonders wenn man die jüngſten Glocken des Tages läuten hört — an allen Uebeln und Gebrechen jener Jahrhunderte ſchuld ſeyn. Was ſage ich? Uebel und Gebrechen? Nein, auch an allen Verbrechen und Gräueln ſoll er ſchuld ſeyn, er und kein andrer, beſonders an dem Reichthum von Unheil und Unglück, was das letzte Jahrvierzig über uns hingewälzt hat. Dies ſagen uns nicht blos eifrige Anhänger der alten Kirche ſondern wir können es bis zum Ueberdruß in Büchern von Schriftſtellern leſen, die ſich Proteſtan-

ten nennen. Es läuft in dieſen Tagen ein mächtiger Strom, wenn gleich nicht mit hellem und klingendem Waſſer, doch ein voller Strom in unſre Literatur hinein, vor welchem einem bangen könnte, wenn man den Gott aller Geſchichte, und wenn man den chriſtlichen Gott der Geſchichte jener Jahrhunderte, ja der Geſchichte dieſer jüngſten Jahre nicht zu klar erkannt hätte. Die auf jenem Strom oben ſchwimmen, und wenigſtens gleißen, wenn auch nicht glänzen, zeigen uns von unſrer Zeit und von den Jahrhunderten, die ihr vorangingen, ein ſo häßliches und verworrenes Kehr- und Zerrbild, daß viele erſchrocken zurückfliehen, welche das helle, lichte Angeſicht, ja auch das milde, freundliche Angeſicht derſelben, welches in dieſen Nebeltagen freilich nur für Secunden hervorleuchtet, nie in ſeinem vollen Glanze erblickten. Jene Blanken auf dem Strome ſchnallen ſich die alten Ritterſporen an und hängen ſich den alten Prieſtermantel des Mittelalters wieder um und rufen: da war es allein, da blühte Glück, Freiheit und Frömmigkeit, da allein und nirgends anders; dahin zurück mit gläubigem, kindlichem Sinn! dahin zurück! und holt euch Rettung, Glückſeligkeit und Frieden. Die Thoren! oder die Narren! denn viele ſind auch Narren. — Die Zeit hat die alten Ritterſporen abgeſchnallt, ihr Roſt hat ſie durchfreſſen; vergoldet ſie euch, wie viel ihr wollt, ſie bräunen ſich immer wieder. Die Zeit hat den ehrwürdigen,

alten Prieſtermantel verkürzt und verſchnitten; ihr möget daran lappen und nähen, wie viel ihr wollt man wird den neuen Anſatz von dem alten unterſcheiden. Wir haben eine andere Ritterſchaft und ein anderes Prieſterthum, oder vielmehr wir warten derſelben. Das Alte, wenn es auch zu ſeiner Zeit herrlich war, wird nicht wieder jung, die Todten ſtehen nicht wieder auf. Waget jung zu ſeyn in eurer Zeit, waget jung zu werden mit der jungen Zeit, und ihr werdet ſie für ein würdiges Alter erziehen können. Es muß aber wahrlich ganz anders gerittert und gepriestert werden, als ihr es meint, wenn es Gott und dieſer Zeit gefallen ſoll. Durch euer hohles, myſtiſches und myſtifirendes Geklingel macht ihr kaum die dünnen Geſpenſter der Grüfte wach, worin die großen Geſtalten der Vergangenheit ſchlafen; was ſage ich? nein nur die Eulen, Nachtraben, Füchſe und Marder, die ſich in den Ruinen ihrer Burgen und Dome eingeniſtet haben und mit welchen ihr die mitternächtlich kreiſchende Klage halten könnt, daß hienieden alles vergänglich iſt. Sie ſelbſt, die Wirklichlebendigen, ja die Unſterblichen ſind anderswohin entwichen, wenn ihr ſie bei euch nicht habt unter der linken Bruſt wieder anſiedeln können.

Ich bin Proteſtant. Ich proteſtire gegen jeden haſigen und füchſiſchen Rückſchritt in jene fern entlegenen Zeiten; ich proteſtire, weil ich ſolches Rückſchreiten erkenne zugleich als Unrecht und als

Narrheit. Die Narrheit iſt aber in politiſcher Hinſicht das gröſste Unrecht, weil ſie aus Unrecht leicht Unheil gebiert. Begreift ihr denn nicht, welches Unmögliche und Unthuliche ihr begehrt und thut? habt ihr denn nicht Moſen und die Propheten? habt ihr denn nicht Geſchichte und ihre Weiſſagungen? haben denn für euch alle Glocken der Stunde vergebens geſchlagen? alle Glocken des Lebens und des Todes, die zugleich an das Bleibende und an das Vergängliche mahnen? iſt für euch denn alles, auch das letzte Gräulichſte, Fürchterlichſte und Wundervollſte ꝛc., was wir erlebt haben, ohne Klang, Stimme, Mahnung und Warnung geweſen? und hat der Donner nur für Taube eingeſchlagen und für Blinde gezündet?

Ich bin Proteſtant und will euch nur auffordern einige beſonnene und heitere Tage, die Geſchichten jener von euch verdammten drei Jahrhunderte ein wenig durchzublättern und die Völker und Länder Europas zu ſichten und zu wägen, wenn ihr es könnt oder wenn euer eitler Hochmuth es erträgt: zu fragen und zu wägen, und dann auch zu erwägen, wo in dieſen Jahrhunderten die Stärke, der Schwung, der Trieb, die Kraft, das Leben und der Ruhm geweſen ſind, und wie dieſe erlauchten Potentaten der Geſchichte rund gewandelt ſind und gewechſelt haben von Volk zu Volk und von Land zu Land bis auf dieſe Stunde, die wir erleben. Betrachtet blos das nicht reiche Schwe-

den mit ſeinen 30,000 bis 40,000 Streitern, den Freiſtaat der vereinigten Niederlande mit zwei Millionen Seelen, den kleinen Staat des großen Kurfürſten und des größten Friederich um 1670 und 1760, England unter Eliſabeth, Wilhelm dem Dritten, Georg dem Dritten — und dann löſet euch auf, wie und warum die todten rieſenmäßigen und maſſenhaften Gewichte anderer Völker und Länder von dieſen an ſich viel leichteren aber lebendigeren ſind gehoben und geſtoßen, ja in die Luft emporgeſchnellt worden. Das war der Geiſt des Lebens jener Zeiten, der in ihnen ſo freudig und mächtig war, das war der Geiſt des Proteſtantismus, den ihr den böſen Geiſt nennt, den man auf alle Weiſe beſchwören und in die alten düſtern Falten und Löcher des Mittelalters, wo es nun eitel Unheimlichkeit iſt, zurückſchwören und zurückbannen müſſe. Dieſer Geiſt iſt noch der lebendige, geſchwinde Geiſt, der noch heute die feurigen Schwingen ſchüttelt, und uns und die Welt auch wider Willen mit fortträgt; er lebt und wirkt in allem mit, was dieſſeits und jenſeits der Berge und dieſſeits und jenſeits der Waſſer geſchieht, ja was in fernen Welttheilen auf erfreuliche und unerfreuliche Weiſe Neues und Ungeheures geſchieht. Wer ihm folgt, den treibt er geſchwind fort, wer ihm widerſtrebt, den wirft er geſchwind nieder.

Politiſch betrachtet, iſt dieſes Geiſtes Wirken und Wollen mehr demokratiſch als ariſtokratiſch,

wie Demokratie, Geiſt der proteſtantiſchen Ariſtokratie, Geiſt der katholiſchen Kirche iſt. Das ſpreche ich unumwunden aus, weil es unumwunden die nackte, lautere, durchalle Geſchichte beſtätigte Wahrheit iſt. Der falſche oder gar erlogene Inhalt, womit Köpfe, die zu leer oder zu voll ſind, unſchuldige Wörter füllen, kann mich nicht abhalten, jedes Ding mit ſeinem wahren Namen zu nennen. Wie viel Gift die heftigen und unverſtändigen Uebertreiber auf beiden Seiten auch auf die Wörter Ariſtokratie und Demokratie ſpeien, dieſe Wörter haben einmal philoſophiſch und politiſch ihre vorlängſt beſtimmte Bedeutung, ſie ſind als uralte Bezeichnung und Unterſcheidung für gewiſſe Klaſſen der Geſellſchaft, und für gewiſſe Strebungen der Zeiten da, und tragen einmal ſo ſchwere Fracht der Begriffe in ſich, daß man ſie bequemer gebrauchen kann als andere, die vielleicht weniger gefährlich klängen.

Alſo das Demokratiſche wiegt vor in dem Streben der Zeit, weil das Streben der Zeit noch immer in den Ufern des Proteſtantismus läuft. Was heißt das? Heißt das: wie es die Junker und die Junkeriſchen überſetzen. Der Pöbel ſchwimmt oben, der Pöbel will der Herr ſeyn, der Pöbel will alle Fürſten und Edelleute vertilgen und Menſchlichkeit, Chriſtenthum und Gottſeligkeit mit den Wurzeln ausrotten? — Nein bewahre! ſo heißt es nicht und ſo ſollte es nicht lauten — vom Pö-

bel iſt in dem Worte nichts, wohl viel vom Volke — ſondern es heißt und ſollte lauten: Die Regierungen, welche in der Zeit erſtarken und nicht wider Wind und Strom ſchiffen wollen, müſſen das Volk (nicht den Pöbel) mit in das volle Bürgerrecht aufnehmen. Jene Ueberſetzung der Junkeriſchen aber, von dem Wörtlein Demokratie, iſt grade der Ueberſetzung gleich, welche die Jacobiniſchen (ihr ächtes Gegenbild) von dem Worte Ariſtokratie machen, wo es nur Adelskaſte, Adelhoffahrt, Adeltyrannei oder noch ſchlimmer lautet. So wird in Worten geſündigt, diesſeits und jenſeits.

Daß aber die Einzelnen einander gegenüber ſündigen, iſt in einer bewegten und gereizten Zeit, wie die unſrige, unvermeidlich und verſtändigen Leuten unverwunderlich. Nur die hoch oben ſitzen oder ſtehen und das Schlachtfeld und Streitfeld überſchauen und das wild brauſende Meer der verſchiedenen Strebungen und Meinungen in weiter Fläche unter ſich ausgebreitet liegen ſehen, nur die hohen Befehler und Steuermänner haben ſich zu wahren, daß ſie nicht mit den andern unruhig und wild werden, und als Parthei zu der einen oder der andern Seite übergehen; denn auf welcher Seite immer, ſie ſtünden auf jeder unrecht, d. h. nicht an ihrem Platze.

Oft von mir Geſagtes und Geſchriebenes ſage und ſchreibe ich hier noch einmal. Die Welt hat

der wirklichen Plage und Laſt, aber auch der geträumten Unruhe und Sorge ſo viel, daß ſie reiner Hände, gewiſſer Herzen und klarer Köpfe bedarf, wenn ihre Elemente nicht immer wilder und verworrener durch einander fahren ſollen. Gewiſſenhaftigkeit und Treue, Scheu vor Verletzung des heiligen Rechts, das alle wenigſtens beſſer kennen als vormals, wenn es auch nicht alle beſſer üben, vor allen Beſonnenheit und Heiterkeit, die der Muth und Stolz der Wahrhaftigkeit und Gewiſſenhaftigkeit allein geben können, werden durch die Strudel der Zeit wohl glorreich hinſteuern, auf jeden Fall, wenn ſo Schlimmes verhängt wäre, glorreich unterliegen. Wegſpielen aber und wegſcherzen, noch weniger wegheucheln und weglügen laſſen ſich Uebel nicht, die für die gewöhnlichen Künſte zu ſchwer ſind; wegbannen und wegſchrecken laſſen ſich Meinungen und Gedanken nicht, die durch Jahrhunderte tief gewurzelt, ſchon viele Geſchlechter der Menſchen haben begraben ſehen. Ihr, die ihr herrſcht mit dem Scepter und mit dem Schwerdt, mit dem Worte und mit der Feder, zwei Wörtlein merkt euch, zwei kurze aber gewaltige Wörtlein: ſie heißen Licht und Recht. Ein uralter Name und eine uralte Verheißung, die auf Erden nie erfüllt werden, aber deren Sehnſucht, ſo weit ſie erfüllbar iſt, zu erfüllen ihr berufen ſeyd. Nur durch die offene Kunſt und die offene Genoſſenſchaft, welche jene beide herrliche Weltherrſcher Licht und

Recht einzig anerkennen, wird die Zeit regiert und gesteuert und mit Gottes Hülfe auch beschwichtigt und besänftigt werden. Alles Geheime aber und alle geheime Bünde und Gesellschaften sind vom Uebel, das schlimmste Geheimniß aber verwaltet die Geheime Polizei; denn was sie fangen wollen, fangen sie doch nicht: die Vögel, wornach sie haschen, haben zu dünne und geschwinde Flügel und endlich ist auch Gott dieser Vogelstellerei nicht förderlich. Darum gleich sehr weg mit Jakobinern und Herrendienern, mit Anarchisten und Redemptoristen, mit Chaimiten und Jesuiten. Das sind die falschen Propheten und die unwissenden Aerzte — wahrlich sie werden alle in die Grube fallen, die sie andern graben; ja die Furchen, die sie ziehen und worein sie die Saat der Zeit zu streuen meinen, wird unter ihrem Schelmenpfluge ein verschlingender Abgrund werden. Unsre Zeit hat nur Einen nuntius medicus restaurator und redemtor, der Licht heißt und wieder Licht. Durch dunkle und geheime Künste wird sie nicht mehr geführt, das Dunkle und Geheime kann sie nicht mehr ertragen, wenn sie eine christliche Zeit seyn und bleiben soll; das Böse und das Gute hat eine Macht und Mündigkeit erlangt, die offenen Kampf und offene Rechenschaft wollen.

Es ist einmal mein Lieblingsplan gewesen — Gott weiß, ob mein übriges Leben dafür Ruhe und Muße behält — die Geschichte meiner Zeit,

d. h. des letzten Jahrhunderts, zu beſchreiben, worin die Teutſchen der Mittelpunkt ſind, aber wozu die Engländer, mehr noch die Franzoſen die Schlüſſel halten. Hell wie Sonnenſchein hat es oft vor mir gelegen das ganze unendlich weite Feld, hell und klar und in voller Erleuchtung, wohl zuweilen vernebelt und umnebelt, aber doch immer auf dieſelbe Weiſe aus den Nebeln wieder hervorgegangen, und immer wieder durch daſſelbe Licht und dieſelbe Sonne erleuchtet. Es däucht mir, ich weiß, was als der Hauptgeiſt durch das Jahrhundert hinwandelt, zwiſchen den Jahren 1680 bis 1780. — Das Gerüſt iſt aufgebaut durch Ludwig den Vierzehnten, durch ſeine Kebſin dü Maintenon, und durch ſeine Beichtväter la Chaiſe und le Tellier mit allen ihren Jeſuiten. Dieſe haben den ſchweren Kämpfern auf beiden Seiten die Bahn geſchaffen, ſie haben den grimmigen Kampf eingeleitet zwiſchen den Janſeniſten und Jeſuiten, und mit Gewalt Tücke und Trug eingeſegnet, woraus der Gewalt der Tücke und des Truges genug hervorgehen ſollte. Dieſe ſchweren Kämpfer, die endlich ganze Heerſchaaren als Mithelfer oder doch als Mitwünſcher zur Seite hatten, ſind nicht allein in Frankreich ſtehen geblieben, ſie ſind auf Europa übergegangen. Das leichte Geſindel, das in den Zwiſchenakten die Scherze und Poſſen geſpielt hat, die Gauckler, Springer, Seiltänzer und Luftſchwinger, dieſe haben die Bahn und den

Kampf über die Welt verpflanzt. Da ſchwingt ſich über alle der leichte Seiltänzer und Luftſpringer Voltaire hin, und ſein Nachfolger, der ſchwere blutige Springer, aber doch nur ein Springer, Napoleon Bonaparte, dem das Gaukeln endlich langweilig ward, und der das Seil zuſammenknüpfte und einen Strick daraus machte, die Welt damit zu erwürgen. Es wandeln aber zwei große Geſtalten mitten durch das leichte Geſindel mit hindurch, auf dem feſten wohl gegründeten Boden der Erde ſtehend, die eine Geſtalt verhüllten Antlitzes und ſichern Schrittes des Luthers Geiſt, die andere Geſtalt ſchweren Schritts und offenen Viſirs, der preußiſche Friederich.

Wer Ohren hat zu hören, der höre! und wer Augen hat zu leſen, der leſe und leſe wieder! Er leſe vor allen die Geſchichte Ludwigs des Vierzehnten durch und präge ſie ſich wohl ins Gedächtniß, die Geſchichte dieſes Königs von dem Jahre 1685 bis 1715, bis an ſeinen Tod — macht grade dreißig Jahre; aber wie inhaltſchwere und verhängnißvolle Jahre für Frankreich und für ganz Europa! Da wird er mit Schaudern lernen können, auf welche Weiſe Herrſcher und Miniſter mit Beichtvätern und Höflingen Partheien ſtiften können für ein Jahrhundert und für länger — denn ſind die damals entſtandenen in Frankreich ſchon ausgeſtorben? — wie ſie Haß pflanzen und Zwietracht ſäen können für lange Geſchlechter der Men-

ſchen, worüber alte Thronen wanken und hinſtürzen.

Wer das Vaterland liebt, hat wohl den Wunſch, daß ſolcher Haß und Argwohn, als damals in Frankreich wüthete, und Liebe und Treue nach und nach mit den Wurzeln ausrottete, von unſern Gränzen fern bleiben, daß, was als ein ſchwarzes Gewölk gekommen iſt, als ein Gewölk ohne Donner vorüberziehe. Denn zu leicht iſt es, Partheien ſchaffen und Partheiungen hervorrufen, aber ſelten werden die Herkules geboren, welche den von Feigheit, Dummheit und Bosheit mit Wohlgefallen genährten Hyderkopf abmähen können. Darum ſoll man ſich hüten den Teufel zu viel auf die Wand zu mahlen. Man bedroht bei uns den Adel und die Fürſten mit zuſammengeſchwornen Bünden von Radikalen, man bedroht das Volk mit einer feſtverſchlungenen Adelskette. Wer, dem Herz und Blick offen und grad in die Welt hinein geſtellt ſind, glaubt gern an ſolche Dinge? Die Guten müſſen aber beten, daß alle Bünde zerreißen und alle Ketten zerſpringen, welche im Dunkeln gebunden und geſchmiedet werden; ſie müſſen hoffen, daß, der den innigſten, geheimſten Bund der Dinge webt und zuſammenwickelt, der die ſchwerſte, unendliche Kette des Alls mit den allmächtigen Händen hält und trägt, alles Trüglichgeſponnene und Heimlichgeſchmiedete enthüllen und zerreißen wird.

Dieſer erhabenſte Binder und Schmidt binde und ſchmiede uns Friede, Freude und Freiheit feſt zuſammen. Mit dieſem ſchönen dreigeſtrichenen F. ſchließe ich fröhlich dieſe Zeilen.

Bonn, den 2. Juli 1820.

E. M. Arndt.

Ein Wort über die Pflegung und Erhaltung der Forſten und der Bauern im Sinne einer höheren d. h. menſchlichen Geſetzgebung.

Rouſſeau, der einſt ſo geprieſene und auch ſo verrufene Genfer; fängt ſeine Bücher über die Erziehung des Menſchen mit dem Tadel an, daß der Menſch der eigentliche Affe der Natur ſey, der nichts in dem Zuſtande laſſe, worin ſie es erſchaffen habe, ſondern alles verkünſtele, verhunze und entmenſchliche, und ſo endlich alles häßlich oder unglücklich mache. Rouſſeau hat nun freilich, ohne daß er eben darum wußte, aus der Kunſt heraus gegen die Kunſt geſtritten, beides gegen die äffiſche und die menſchliche Kunſt. Denn der Menſch iſt von Natur das Weſen der Kunſt; ſein erhabener Kunſttrieb, das, wodurch er die Natur verſchönen oder verhäßlichen, verbeſſern oder verderben kann, iſt ihm als Erſatz gegeben für das, was wir an den Thieren Inſtinkt nennen. Wenn wir das Kunſtweſen, den Menſchen, betrachten und die Natur, die doch auch ſeine Mutter und Herrin iſt, ihm gleichfalls als etwas auſſer ihm oder gar als etwas unter ihm Stehendes entgegenſetzen, ſo erſcheint er uns faſt wie ihr Herr und Meiſter, wie der-

jenige, der beſtimmt iſt, ſie zu bilden, zu geſtalten, zu verſchönen und zu erhalten, damit der höchſte Zweck des irdiſchen Lebens erfüllt werde, welcher iſt Schönheit zur Tugend, damit die äußere Welt werde, ſo ſehr das hier unten möglich iſt, ein Bild, ja ein Spiegel der inneren Welt, damit die untere Welt, dieſe zwiſchen Tag und Nacht und Licht und Finſterniß wandelnde und ſchwebende Welt werde ein Gleichniß der oberen Welt, wohin eine ſehnende Ahndung oder eine dunkele Rückerinnerung alles Licht und alle Seligkeit und Heiligkeit ſetzt. Wollen wir uns dieſe Worte deutlicher machen, ſo heißen ſie: Der Menſch ſoll die Erde, ſeine Natur, ſo verwalten und regieren, daß das Schöne und Gute in ihr bleiben und wachſen könne. Dies iſt deutlich genug geſagt, aber immer ſchwimmen die Worte noch in einer Allgemeinheit weg, die ſo vieldeutig oder vielmehr ſo alldeutig iſt, daß keiner ſieht, worauf ſie bezogen werden ſollen oder wie ſie auf unſre Ueberſchrift bezogen werden können. Wir müſſen daher ſuchen, ſie dem Gegenſtande, den wir behandeln wollen, durch weitere Zerlegung des Sinnes, den wir hier meinen, näher zu bringen.

Wie dieſe Erde dem zu ihr aus dem Geiſterreiche Verſtoßenen urſprünglich von Gott übergeben ſey, in welchem Zuſtande von Schönheit oder Häßlichkeit, von Geſundheit und Ungeſundheit, von Fähigkeit oder Unfähigkeit, ein ſtarkes und ſchönes Menſchengeſchlecht zu entwickeln und zu erhalten, mit Einem Worte, mit welcher Fähigkeit, das geiſtige und vernünftige Weſen, das wir Menſch nennen, zu tragen, das wiſſen wir nicht. So weit iſt die älteſte irdiſche Geſchichte unſers Geſchlechts verloren und klingt kaum in einzelnen ſpärlichen Fabeln und Sagen; und wir können kühnlich ſa-

gen, daß wir von unſerer älteſten himmliſchen Geſchichte weit mehr wiſſen als von jener, weil dieſe in einem jeglichen ſelbſt aufbewahrt iſt und oft noch ſo wunderhelle Geſichte und Träume hat. Aber ſpäterhin kennen wir die Erde und auf dieſer Erde die einzelnen Welttheile und Länder, ſo wie uns die Geſchichten der einzelnen Völker aufgehen und verſchwinden; und da begegnen uns allerlei auffallende und zum Theil ſeltſame Erſcheinungen, aus welchen ſich wieder allerlei auffallende und ſeltſame, aber auch allerlei verſtändige und geſcheidte Folgerungen ziehen laſſen; und auf dieſe ſo wichtigen Dinge müſſen wir bei unſerer Betrachtung wenigſtens einige flüchtige Blicke werfen. Ich habe mich darüber in einer früheren Arbeit *) ungefähr ausgeſprochen. Ich ſage abſichtlich ungefähr. Ich wünſchte, ich könnte hier deutlicher hinſtellen, was dort zum Theil in nebelichter Dämmerung hangen geblieben iſt und was bei Gegenſtänden, die immer in die verborgene und den Sterblichen verhüllte Werkſtatt der Natur hineinlaufen, leider ſo häufig in Dämmerung hangen bleiben muß. Meine dort hingelegten Anſichten ſind im Ganzen heute noch dieſelben; einige hiſtoriſche Irrthümer würde ich verbeſſern, die Darſtellung würde ich lichter und leichter zu machen ſuchen, wenn ich das Buch einmal wieder umarbeitete.

Uns däuchte die Aufgabe des Menſchen, die er hienieden zu löſen hat, daß Schönheit zur Tugend werden ſolle. Da nun Schönheit und Tugend in Vereinigung hier auf Erden nur in dem Menſchen hervorgebracht werden können, ſo haben wir in jenem Buche geſpro-

*) Einleitung zu hiſtoriſchen Charakterſchilderungen. Berlin 1810.

chen von einer menſchlichen und unmenſchlichen Erde und von dem Menſchlichmachen oder Unmenſchlichmachen der Erde; wir haben geſagt, die Erde könne vermenſchlicht, ſie könne humaniſirt werden (denn vielen iſt leider das fremde Wort läufiger als das heimiſche) und müſſe humaniſirt werden. Was haben wir wohl mit dieſen Worten gemeint, wenn wir nicht bloß damit geſpielt haben, wie ſo oft etwas unfromm in witzig ſeyn ſollenden Gegenſätzen mit Worten geſpielt wird?

Wir meinten, die Erde werde menſchlich gemacht, in wie fern ſie geſchickt gemacht werde, die ſtärkſten, geſündeſten und ſchönſten Menſchen an Leib und Seele hervorzubringen und zu nähren; ſie werde unmenſchlich gemacht in dem Grade, wie ſie ungeſchickt werde dieſen Zweck zu erfüllen, wie das Menſchengeſchlecht, das ſie hervorbringt und nährt, ſchwächer, verkrüppelter und häßlicher werde an Leib und Seele.

Wir glauben, daß der Urmenſch ſehr herrlich war und von dem göttlichen Ebenbilde leuchtendere Spuren trug, als die meiſten jetztlebenden Menſchen; wir glauben auch, daß Gott ihn in ein ſchönes und glückliches Land einſetzte, das fähig war ihn in ſeiner Herrlichkeit und Gottähnlichkeit zu erhalten. Wenn wir aber in ſpäteren Zeiten, welche man geſchichtliche Zeiten nennt, und welche hinter den Fabeln und Sagen der früheſten Vorzeit liegen, die Länder und Völker und Welttheile in ihrer Einzelheit und Geſchiedenheit erblicken, ſo erblicken wir auch die ungeheuerſten Unterſchiede. Einige Völker ſchön, ſtark, tapfer, geiſtreich, andere häßlich, ſchwächlich, dumm, feig; einige allem Großen und Zu-

gentlichen zustrebend, andere fast den Thieren ähnlich und immer tiefer zur Thierheit herabsinkend. So die Länder: einige durch zu viele Kälte, andere durch zu viele Hitze wenig fähig für Menschen. Unter denen, deren Himmelstrich nicht feindselig ist, findet sich doch auch der größte Unterschied der Schönheit, Fruchtbarkeit und Gesundheit, kurz der größeren oder geringeren Fähigkeit für Menschen. Von diesen so verschiedenen Ländern sind einige von der Natur verwahrlost, andere durch die Menschen verdorben. Außer den zu kalten und zu heißen Ländern, wo die Herrschaft der Elemente fast immer mächtiger ist, als die Herrschaft des Geistes, giebt es nämlich einige mit angeborner Unfruchtbarkeit, viele auch sind durch menschliche Unwissenheit und Ruchlosigkeit unfruchtbar und häßlich geworden aus schönen und fruchtbaren, die sie weiland waren. Noch sind andere, die weder von der Natur verwahrlost noch von den Menschen verdorben oder verschönert und verbessert sind, Länder, die ich gleichsam zu junge und rohe Länder nennen mögte. Einige Worte, über diese Verschiedenheiten gesagt, werden zum Theil einleiten und erklären, was wir nachher betrachten wollen.

Von der Natur verwahrloſete Länder sind solche, die eine unheilbare Unfruchtbarkeit oder Ungesundheit haben. Schnee- und Eisländer, die große Wüsteneien zwischen dem Atlas und Mittelafrika, viele Wüsten Arabiens und Mesopotamiens, kahle Berge, und verpestende Sümpfe gehören dahin. Wo die Natur nichts hervorbringt oder wo der Mensch nicht mit Freude und Gesundheit wohnen kann, da ist es heillos.

Von den Menschen verwahrloſete und verderbene Länder lassen sich leider zu viele zeigen. Man hat so oft gehört und gelesen: Wo der Mensch schlecht

und erbärmlich wird, da wird auch die Natur ſchlecht und erbärmlich, und man hat allerdings in der Regel etwas Wahres gehört, wenn man ſich nur bemüht, deutlich zu denken und zu begreifen, wie das Verhältniß des Menſchen und der Natur denn eigentlich zu einander iſt und wie denn ſolches wohl wird und geſchieht. Man kann den Spruch auch umkehren, und ſagen: Wo die Natur ſchlecht iſt oder ſchlecht wird, da iſt oder wird der Menſch auch ſchlecht; und die Natur wird wohl häufig voran ſtehen müſſen. Auch das hat man geſagt: Die Erde baut ſich endlich aus, es giebt Jahrhunderte, wo dieſes oder jenes Land fruchtbar geweſen iſt und fruchtbar ſeyn konnte in einem außerordentlichen Grade: wann dieſe Zeit ihrer Fruchtbarkeit oder höchſten Fruchtbarkeit vergangen iſt, nimmt ſie reißend ab und können endlich dürre Sandflächen oder kahle Berge werden, wo keine Bäche rieſeln noch Quellen ſprudeln, ſondern wo das einzige Naß, was die Erde giebt, Naphta- oder Salzquellen ſind, ja wo endlich ſogar die Wolken des Himmels darüber hinziehen, ohne je ihren befruchtenden Regen herabzuſchütten. Ueber dieſe Sprüche der Erfahrung oder der Meinung dürfen wir nicht ſo leicht hinhüpfen, ſondern müſſen uns etwas breiter darüber erklären, wie es uns dabei dünket; denn viele dieſer Dinge ſind ſo fein, daß man bei ihrer Betrachtung und Beurtheilung innerhalb des Dünkens ſtehen bleiben muß.

Der Menſch und die Natur machen einander gegenſeitig. Dies iſt ſo unleugbar, daß ihm keiner widerſprechen wird. Aber auch das iſt unleugbar, daß die Natur mehr den Menſchen macht, als der Menſch die

Natur. Dies behaupten wir trotz alles unendlichen Uebergewichtes, das wir in der geiſtigen Kunſt und ſittlichen Kraft des Menſchen anerkennen, denn auch die Natur mögten wir nicht gern als ein kraftloſes und faſt todtes Ding, worauf der Menſch nur pflügen und hauen und hämmern ſollte, geglaubt und angeſehen wiſſen. Wenn wir uns die rechte Anſicht klar machen wollen, müſſen wir uns die Dinge und Verhältniſſe gleichſam mehr in ihrer Urſprünglichkeit oder in ihren Anfängen denken. In einem unfruchtbaren, häßlichen, traurigen und reizloſen Lande, das entweder immer ſo war oder von Menſchen ſo gemacht wurde, wird auch ein ſchönes, edles und geiſtiges Menſchengeſchlecht nach und nach von ſeinen Vorzügen verlieren, weil jeder äußere Mangel ſeine Schatten auch auf das Innere werfen muß. Aber auch wo ein vorher friſches, tapferes und freies Volk weichlich, feig und ſklaviſch wird, muß das Land, das von demſelben bewohnt wird, (oder die Natur) dieſe Entartung und dieſes Unglück fühlen. Wie ganz anders ſieht Aegypten, Tunis, Aſien, Griechenland und Unteritalien jetzt aus als zu den Zeiten Pſammetichs, Hannibals, Solons und Pythagoras! Wahrlich mit der Tugend und Weidlichkeit der Männer ſcheint auch die Fruchtbarkeit und Schönheit der Natur untergegangen zu ſeyn. Wenigſtens wird jeder, der jetzt um die großen Erinnerungen von Karthago, Miletus, Agrigentum (Girgenti) und Kroton wandelt, ausrufen: wie verwandelt von weiland! Und wie der Menſch von einer ſchlechteren oder ſchlimmeren Natur verändert und verſchlechtert wird, das ſehen wir wohl, wenn wir den Germanen auf Grönland (den aus Norwegen) mit dem in Chriſtiania, wenn wir den Portugieſen von Coimbra und Oporto mit dem in Goa oder Mozambique, und wenn

wir den Britten aus Hull oder Briſtol mit dem in Jamaika oder in den Carolinas vergleichen. So daß wir durch zu viele Erſcheinungen gezwungen werden zwiſchen dem Menſchen und der ihn haltenden und umgebenden Natur ein gewiſſes ähnlichmachendes und wechſelſeitig einfließendes und bildendes Verhältniß gelten zu laſſen, ohne daß wir freilich das Einzelne und die Uebergänge und überhaupt das Wie und Warum immer zeigen können. Denn es iſt ſo vieles, was doch alle Tage erſcheint und geſehen wird, verborgen, wenigſtens ſo weit verborgen, daß es ſich der Bezeichnung durch Worte weigert. Wenn ich ſage, der Italiener hat mit ſeinen Zitronen und Orangen, der Teutſche mit ſeinen Eichen und Buchen, der Schwede und Normann mit ſeinen Fichtenwäldern und Metallen, ja mit ſeinen Wölfen und Bären, der Indier mit ſeinen Palmbäumen und Tigern und Löwen, der Reiter endlich mit ſeinem Pferde und der Ruderknecht mit ſeinem Ruderboote und der Mönch mit ſeiner Kutte einige Aehnlichkeit, ſo ſcheine ich Vielen freilich etwas ſehr Lächerliches zu ſagen, aber ich ſage darum doch nichts Unwahres. Die meiſten Menſchen, alſo auch die Völker, werden auf die mannigfaltigſte Weiſe von dem Aeußerlichen und Leiblichen berührt und geſtaltet; die Geiſtigſten werden von dem Willenloſen und Aeußerlichen am wenigſten beherrſcht werden, aber ſie werden doch durch viele Zeichen verrathen müſſen, daß ſie abhängige und beſchränkte Sterbliche ſind.

Ich bin durch das, was ich äußerlich erfahren, d. h. durch die Geſchichte und durch Menſchen gelernt habe, und durch das, was ich täglich und ſtündlich äußerlich ſehe, innig überzeugt, daß das Ausarten der Länder und Völker beiden gewöhnlich unwillkührlich und unwiſſend widerfahren iſt: Sie ſind mit einander ſchlechter

geworden, weil der Menſch mit ſeiner Natur übel haushielt und ſein Land nicht ſo verwaltete, daß es ſchön und fruchtbar bleiben konnte. So geſchah es ihm, daß er von Jahrhundert zu Jahrhundert ſchwächlicher, geiſtloſer und elendiger ward und endlich aus allem höheren Zuſammenhange und Gegenreize mit ſeiner Natur kam, die ihn zuletzt ganz verließ, da er ſie mehr und mehr ſchändete und verwüſtete. Auf dieſe merkwürdige Gegenſeitigkeit werde ich weiter unten zurückkommen müſſen. Mir däucht, es wäre dem Menſchen möglich, aus Erfahrungen vergangener Jahrtauſende und aus Winken und Zeichen, die ihm alle Tage gegeben werden, endlich ungefähr inne zu werden, wie er mit ſeiner Erde umgehen und wie er ſie verwalten (ich mögte ſagen bewirthſchaften) müſſe, damit ſie ihm eine freundliche, ſchöne und fruchtbare Mutter bleibe und damit er auch durch ſie immer in dem hohen Triebe geweckt und gereizt werde, nur als der ſtolze und erhabene Freund der Geſtirne, nicht aber als der Urenkel Kains mit dem Sinn der Unhuld und Verwüſtung auf ihr umherzuwandeln. Den Satz, daß viele Länder ſich endlich ausbauen und daß trotz aller verſtändigen Gegenarbeit der Menſchen die Fruchtbarkeit mit den Jahrhunderten mehr und mehr hinſchwinde, mögte ich im Allgemeinen nicht gelten laſſen. Im Einzelnen mag es oft wahr ſeyn, ſelbſt durch innere Umwälzungen der Erde, die auch auf das Aeuſſere einflieſſen, dann auch durch Erdbeben, Vulkane und Ueberſchwemmungen, die ſo viele Veränderungen und Verwüſtungen mit ſich führen; aber gewöhnlich iſt der Menſch, der Zerſtörer oder der Verſäumer, ſchuld, wenn ein früher durch ſeine Fruchtbarkeit geprieſenes Land ſpäter als ein unfruchtbares und ſchlechtes Land geſchol-

ten wird. Der Menſch kann durch ſeine Unwiſſenheit oder Ruchloſigkeit den Stürmen oder Sonnenſtrahlen zu viele Gewalt geben, er kann die Regen vom Himmel ſogar und alle fruchtbare Dünſte ableiten von ſeinem Lande, ohne daß er ſeiner Thorheit inne wird. Und iſt ſolches einmal geſchehen, dann mag er Himmel und Erde vergebens anrufen, kein Gott giebt ihm den verlornen Segen wieder. Wie die Völker dies oft gethan haben und noch thun, darauf werde ich weiter unten hinweiſen.

Ich habe oben geſagt, es gebe Länder, die man wohl zu junge und zu rohe Länder nennen könne. Ich meinte dieſe Jugend und Rohheit aber in Beziehung auf den Menſchen: ſie kommen mir faſt zu jung und zu roh vor, als daß ſie recht ſtarke und ſtattliche Menſchen hervorbringen und erhalten können. Ich will ſagen, wie ich es meine, oder vielmehr, wie es mir däucht.

Jedes Thier und jede Pflanze hat ſeine Nahrung und ſeine Luft, ſein Licht und ſeine Wärme, worin es am beſten gedeiht. Wir können von vorn herein ſchlieſſen, daß dies auch mit dem Menſchen ſo ſeyn müſſe, wenn wir grade nicht beſtimmt angeben können, wie denn die Miſchung der Säfte und Elemente und wie Luft und Licht eben ſeyn müſſen, damit der Menſch der ſtärkſte, ſchönſte und geſundeſte werde. Das beſtimmte Maas und Verhältniß wiſſen wir nun freilich nicht, aber die Stufen können wir gewahren und die Verſchiedenheiten, die zu auffallend ſind, müſſen wir gewahren, wenn wir ſie auch nicht ſetzen wollen. Daß es ſolche Unterſchiede giebt, ſprechen wir alle Tage aus, wenn wir ſagen: die Eiche verlangt ſchweren, die Fichte leichten Boden, die Sau gedeiht in Moräſten, das Reh

auf Bergen, das Kamel will ein warmes, der Bär ein kaltes Klima. Aber nicht blos für die Arten und Geſchlechter im engeren Sinn giebt es beſondere Forderungen, ſondern auch für die großen allgemeinen Geſchlechter. So giebt es Länder, die nur erſt den Pflanzen und Gewürmen günſtig, den größeren Thieren aber und dem Herrn der Schöpfung, dem Menſchen, noch wenig brauchbar ſcheinen; dieſe habe ich gemeint, als ich von zu jungen und zu rohen Ländern ſprach. In den Ländern, wo das Feuchte und Weiche das Uebergewicht hat, gedeihet das Weiche, Saftige, Ueppige und Schlaffe am beſten: ungeheure Pflanzen, Bäume, vom Ueberfluß der Säfte ſchwellend, gewaltiges Gewürm, Ungeziefer und Lindwürme einer Scheußlichkeit und Größe, die nicht mehr geſehen werden, ſo wie das Weiche mehr dem Feſten und das Ueppige und Ueberfließende dem Gemäßigten und Geſtalteten weichen muß. Was vollendetere Geſtalten hat, ſcheint bei dieſer Beſchaffenheit und Miſchung der Säfte, womit die umfließende Luft natürlich in Uebereinſtimmung iſt, weniger zu gedeihen, z. B. die meiſten Thiere ſtärkerer Knochen, wenn ſie nicht Schlammthiere ſind. Auch des Menſchen Leib ſcheint bei einem ſolchen Zuſtande der Natur ſich weder zu der gehörigen Ausdauer noch ſein Geiſt zu der gehörigen Lebendigkeit entwickeln zu können; auch auf ihn ſcheint das Ueppige und Schlaffe nicht wohlthätig einzufließen. Es ſcheint, das Feſte und Gebildete in der Natur muß dem Weichen und Geſtaltloſen, das Trockene und Leichte dem Naſſen und Trüben überlegen ſeyn, damit ein feſter, freudiger, geſunder und geiſtreicher Menſch werden könne. Es kann aber auch wohl geſchehen, daß ein Land zu trokken und feſt und in ſeiner Geſtalt zu arm an Wechſeln und zu einförmig ſtarr ward; dann muß der Menſch in

ſeiner äußeren Geſtalt und in ſeinen inneren Trieben auf eine andere Weiſe verkümmern. Es ſind Schatten, womit wir ſpielen, aber die auf Lichter hindeuten, die wir wenigſtens mit Worten nicht zeigen können. Beiſpiele erklären einige Dinge am beſten.

Das Land, wo jetzt Newyork, Washington und Boſton liegen, war vor tauſend Jahren gewiß größtentheils mit Seen, Moräſten, Wäldern, Pflanzen und Moſen bedeckt, die von mancherlei Gewürmen, ungeheuren Schlangen und einer Unendlichkeit von Fiſchen und Vögeln wimmelten. Zu jener Zeit waren die größeren Landthiere jener Gegenden gewiß weichlicher und ſchwächlicher, als ſie jetzt ſind, und auch der Menſch, der einzeln durch die noch ungebändigte und ungeordnete Natur hinſchweifte, hatte noch keinen Kern. Vor zweihundert Jahren hatten die größeren Thiere und der Menſch die Erde ſchon mehr bezwungen und den Pflanzen und Würmern das Gebiet eingeſchränkt; da waren gewiß ſchon viele derſelben vergangen oder kleiner und ſchwächer geworden, als in früheren Jahrhunderten. Jetzt wieder wie ganz anders ſieht das Land aus, als zu den Zeiten der Königin Eliſabeth und des Königs Jakob! Wie würden die europäiſchen Pflanzer erſtaunen, wie wenig würden ſie das Land kennen, die vor zweihundert Jahren dort lebten, wenn ſie wiederkehren könnten! Schon geht der Pflug, wo damals die Fiſche ſcherzten oder ungeheure Schlangen ihre Rieſenleiber fortwälzten, und dichte und wüſte Wälder ſind verſchwunden und ihre Stelle nehmen anmuthige Dörfer oder blühende Städte ein. Noch hat es hie und da ungeheure Lindwürmer in den abgelegeneren Sümpfen und Wäldern, aber die Zeit wird kommen, wo der Urenkel über die Geſchichten davon wie über Mährchen lachen

wird. So macht der waltende und bildende Menſch ſich von Jahrhundert zu Jahrhundert die Natur mehr fertig, er bereitet ſie für ſich, er vermenſchlicht ſie. Auf dieſe Weiſe haben viele Urvölker arbeiten müſſen oder ſolche, die in rohe Länder als Pflanzer gekommen ſind. Auch die Pelasger und Hellenen hatten ihre Beſtien- und Schlangenbändiger und Würger, ſelbſt aus unſerer germaniſchen Vorzeit werden ungeheure Wölfe und Schlangen erzählt, dergleichen wir nun nicht mehr ſehen. So iſt die ewige Ordnung der Natur, daß das Unedlere und Unvollkommenere weichen oder untergehen muß, wann das Edlere und Vollkommenere ſich bilden und entwickeln ſoll.

Das Gewürm ſucht Dunkelheit und Schlamm und Koth, worüber die Sommerhitze, von keinen Lüften bewegt, brüten kann. Darin gedeihen üppige oder wohl gar giftige Pflanzen am beſten, und die unedelſten der Thiere. Die edleren Thiere wollen ſchon mehr auf dem Feſten treten und verlangen mehr Luft und Licht. Der Menſch aber, der vom Himmel ſtammt, kann des bewegten Aethers und Lichtes nicht entbehren. Darum zapft er die Sümpfe ab, damit die faulen Dünſte ſchwinden, und haut die Wälder nieder, damit die Lüfte frei athmen und als Winde ſpielen, ja als Stürme ſauſen können; darum öffnet er ſich Hügel und Höhen, damit er das Licht ſchauen und ſchlürfen könne. Bei dieſer Arbeit, die beides für das Aeußere und für das Innere, für die Noth des Leibes und für die Weide des Geiſtes iſt, ſchafft er ſich im Ablauf der Jahrhunderte endlich beides, Schönheit und Kraft: er bringt die Natur und ſich in das Gleichgewicht und die Uebereinſtimmung, worin die Natur als die ſchönſte erſcheint und worin er der ſtärkſte wird.

Was ich hier im Allgemeinen hingeſtellt habe, gilt für jedes Land und Volk nach Art und Himmelſtrich wieder im Beſonderen. Nicht durch eine tiefe Ueberlegung, ſondern durch ein natürliches Gefühl des Schönen oder Häßlichen, des Nützlichen oder Schädlichen findet der Menſch in den einfacheren Zuſtänden der bürgerlichen Geſellſchaft und in den Anfangen der Bildung und Verfeinerung das, was grade ihm und grade dem Lande, worin er wohnt, nothwendig und erſprießlich iſt. Die Natur lehrt den, der ihr näher ſteht und einfältiger mit ihr umgeht, was ſpäterhin keine Kunſt lehren kann, ſondern nur die Weisheit, die wieder kindlich zur Natur zurückkehrt. Will der Menſch in Zuſtänden, die das Bild der alten Einfalt verloren haben oder verkünſtelt oder gar verdorben ſind, das rechte Verhältniß begreifen, worin ſein Urahn einſt mit der Erde geſtanden iſt und worin er ſich wieder ſetzen ſoll, ſo muß er wieder einfältig und unſchuldig werden wie ein Kind und das Leben und die Ordnung, welche die Menſchen damals mit der Natur führten, und die Pflichten und Geſetze, die ſie ſich gegen dieſelbe auflegten, ſo verſtehen lernen, oder er wird es nur höchſtens zur Erklärung einzelner Erſcheinungen oder zur Kunde einzelner Verſuche und Proben bringen. Der Menſch hat gewiß einſt in einem viel lieberen und klareren Verſtändniſſe mit der Natur geſtanden, die damals ganz ſeine Natur war, er hat ihr gewiß vieles ablauſchen und abfragen, ja abfühlen können, wovon einzelne Wahrzeichen und Sagen noch übrig ſind, welche die ſogenannten Klugen für Albernheiten und Aberglauben erklären und wovon die, welche daran glauben, meiſtens ſowohl Deutung als Bedeutung verloren haben. Der Indier und Egypter hat einſt gewußt, wo er die Wälder niederhauen und wo er

ſie ſchonen und pflegen, wo er die Waſſer eindämmen und wo er ſie abzapfen, gegen welche Sonnenſeite er für ſich das Haus und gegen welche für ſein Vieh die Hürde bauen ſollte. So der Grieche, der Hiſpanier, der Germane, jeder in ſeinem Lande und in ſeinem Volke. Auch der Einzelne für ſein einzelnes Daſeyn und Bedürfniß hat ſich ſo beſſer mit der Natur verſtanden und begriffen, ja unterredet, und, wo ſich ein Einfältiger findet, verſteht und unterredet er ſich noch alle Tage ſo. Hellſehende hat es vormals wohl viele gegeben, die tief in die Tiefe ſahen und ſcharf zu der Höhe blickten; aber gewiß giebt es ihrer jetzt auch noch manche, worüber nie das Mesmerſche Metallſtäbchen geſchwungen worden. Als der Menſch noch die Natur mit Liebe und Treue umfaßte, wußte er ſich ſelbſt manchen Rath und manche Hülfe zu ſchaffen, die er jetzt bei Philoſophen und Aerzten vergebens ſucht. Und wie der Einzelne für das Natürliche einſt hellſehender war, ſo waren es auch die Völker. Wir können es aus Plato und Ariſtoteles und Hippokrates und mehreren weiſen Männern des Alterthums ſehen und aus manchen phyſiſchen und metaphyſiſchen Lehren der verſchiedenen Philoſophenſchulen, daß die Männer in jener alten Zeit viel mehr wußten, als man ihnen in den letzten Jahrhunderten zugetraut hat; ja auch in den chemiſchen und alchimiſtiſchen und aſtrologiſchen Wunderbüchern und in den vielen Büchlein von Sympathien, Arzneimitteln, Elementen u. ſ. w., die, zum Theil aus dem Mittelalter herſtammend, im fünfzehnten, ſechszehnten und ſiebenzehnten Jahrhunderte gedruckt wurden und unter die Menſchen kamen, erſcheint oft eine ſo unmittelbare Wahrheit, eine ſo zarte Beziehung und Uebereinſtimmung des Geiſtigen und Leiblichen, des Menſchlichen und Natürlichen, daß die

ganze ſeichte Ueberklugheit des achtzehnten Jahrhunderts dazu gehörte, dies Alles mit den Worten Aberglaube und Betrug zu anderm nichtigen Plunder hinzuwerfen. Von den Beſtandtheilen und Miſchungen der Dinge und von den einfachen Kräften und Wirkungen haben die alten Zeiten und auch die Zeiten unſerer Väter etwas mehr gewußt, als die ſich weiſe dünkenden letzten.

Das Wiſſen und das Begreifen theilt der Menſch mit Vielen, er muß es von andern lernen, er muß andere darnach fragen, er muß es von anderen berichtigen laſſen; das Anſchauen und das Glauben theilt er mit keinem, das hat er allein, es iſt ſein Eigenſtes, Innigſtes, Gewiſſeſtes. Alles kann man ihm nehmen, dieſes nicht; die Welt und alles in ihr kann vergehen, dieſes nicht: es iſt ja der Geiſt ſelbſt, das Ich, der Menſch. Wie der Gläubige und Fromme nichts feſter und gewiſſer hat als die jenſeitigen Güter und das ewige Leben, ſo kann der Menſch überhaupt nichts feſter haben, als was er von ſelbſt findet, wann er auf keiner Jagd der Eitelkeit begriffen iſt, was ihm von ſelbſt kommt, ohne daß er weiß, woher noch wozu. Es giebt einen heiligen und ſicheren Pfad für die Geiſter, wodurch ſie ohne eine ſichtbare Jakobsleiter täglich in den Himmel ſteigen können; es giebt eine unbegreifliche nicht bloß geiſtige Nacherinnerung eines früheren Zuſtandes, ſondern einen geiſtigen Anhauch, eine geiſtige Mittheilung, die uns oft auf das wunderbarſte kommt. Wäre dies nicht, wo blieben Offenbarung und Geſchichte? und was frommten ſie uns? Wenn wir ſo immer mit dem Himmel und den Geſtirnen in Wechſelwirkung ſtehen, wenn ihre Lichter, die doch ſo hoch und fern von uns ſind, uns oft als ſo freundliche Boten kommen, wäre es denn ſo un-

natürlich zu glauben, daß uns nicht ganz verſagt ſey, die Erde und ihre freilich unedleren und dunkleren Geiſter und Kräfte zu verſtehen oder auch nur zu belauſchen? ſollte unſer irdiſcher Theil, deſſen oft zu liebendes und zu warmes Anklammern an dieſe Erde wir ja häufig ſo ſchmerzlich fühlen und büßen, ganz kalt, gefühllos, ja todt ſeyn? todter als Holz und Stein, die doch auch ein Leben haben? Nein ſo iſt es gewiß nicht. Die Natur hat gewiß einſt vernehmlicher geſprochen zu den Menſchen und ſich ihnen unverhüllter gezeigt, als ſie dies in klaubenden und klügelnden Zeitaltern darf. Wie der Menſch die Warnungen und Eingebungen der innerſten Bruſt als unmittelbare Gebote von oben gleich ewigen und unverrücklichen Geſetzen ausſpricht, ſo hat er gewiß manche Enthüllungen und Zuflüſterungen von den verborgenen Kräften und Geheimniſſen der Natur einſt als unumſtößliche Lehren angenommen. Von Sonne, Mond, Luft, Licht, Sternen, Waſſern, Winden, Tageszeiten, Jahreszeiten, ja von Pflanzen und Metallen haben die Menſchen früherer Geſchlechter gewiß Manches gewußt, was als Narrheit oder Alteweibermährchen ſo lange verſpottet worden iſt, bis es untergegangen. Woran keiner mehr glaubt, das kann auch überhaupt nicht mehr ſeyn. Wie ich oben ſagte, wenn wir die Alten leſen und auch Vieles, was unſerm ſogenannten Mittelalter zugeſchrieben wird, leſen oder hie und da noch von einzelnen Lippen ausgeſprochen hören, ſo gehen uns oft wunderſame Lichter auf, und von einzelnen Ausſprüchen des ſchlichten und einfältigen Glaubens däucht es uns dann oft ſo licht, daß der tiefſte und höchſte Zuſammenhang der Dinge daraus hervorzublitzen ſcheint. Denn eben das iſt das Größte der größten Wahrheiten, daß die ſie ausſprechen nicht

darum wiſſen. Mit der höchſten Wahrheit iſt es wie mit Gott, Leben, Unſterblichkeit und allen uranfänglichen Dingen, daß man ſie unmittelbar ergreift, aber nie begreift.

Auf dieſem Punkte, nämlich daß er ſein Verhältniß zu der Natur verſteht und dieſem gemäß ſich und die Natur einrichtet und verwaltet, ſteht der Menſch gewöhnlich die erſten glücklichen Jahrhunderte, nachdem er die noch junge und rohe Erde entwildert und vermenſchlicht hat. Wann aber die bürgerliche Geſellſchaft entwickelter und verwickelter, wann der Reiz leerer Vergnügungen und unerſättlicher Habſucht und die Jagd auf falſche und erkünſtelte Bedürfniſſe drängender und brennender werden, dann verliert der Menſch die Ruhe und Beſonnenheit, wodurch er das Größte und Tiefſte erkennen kann, das zarte Fühlen und Verſtehen der Natur und ihrer geheimen Kräfte, und dann beginnt die unverſtändige Willkühr zu verderben, was die bewuſtloſe Einfalt einſt ſo ſchön gemacht und eingerichtet hat.

Ich komme dem Ziele näher, wohin ich eile. Ich habe oben geſagt, die Natur könne in gewiſſen Zuſtänden eines rohen Landes wohl für Pflanzen und Gewürm brauchbar, aber für den Menſchen zu weich und zu ſchlaff ſeyn, ſo wie für die edleren Thiere, die ſich im freieren Spiele der Muskeln und Nerven bewegen ſollen. In ſolchen Zuſtänden hat der Menſch, wenn er nicht in einem zugleich unfruchtbaren und wüſten Lande lebt, vielleicht im höheren und breiteren Wuchs eine Aehnlichkeit mit den Pflanzen und Bäumen, die dann aus dem Schlamm und Moraſt aufſchießen, aber die Ausdauer iſt wohl nicht da, das leichte und friſche Federſpiel der Muskeln und Nerven und die Kühnheit und Thätigkeit des Geiſtes, welche ihm kommen, wann die Säfte

und Kräfte der Natur mehr mit einander ins Gleichgewicht gebracht ſind, wann das Naſſe und Weiche, das Trockene und Feſte nicht mehr überwiegt. Tacitus ſagt von unſern Altvordern, und Cäſar hatte es 150 Jahre vor ihm ſchon geſagt, daß ſie ſich durch eine ungewöhnliche Länge und Schlankheit der Leiber vor den Galliern, noch mehr aber vor den kurzen Latinern und Italienern auszeichneten, „daß ſie fürchterlich waren im „Ungeſtüm und Anfall, aber nicht gleich gewaltig in „Geduld und Ausdauer der Arbeit noch in Ertragung „von Beſchwerden.“ Wir können dieſen Männern das auf ihr Wort glauben. Jenes Germanien war freilich kein wildes Land mehr noch waren jene Germanen, welche ſie ſchilderten, Wilde, aber doch waren weder Land noch Menſchen aus dem rohen Zuſtande noch nicht zu dem gebührlichen Maaße von Zahmheit gebracht. Obgleich ſie neben Viehzucht und Jagd ſchon ordentlichen Ackerbau und manche treffliche und feſte Sitten und Ordnungen hatten, ſo waren ſie damals doch noch ſehr weit von dem Zuſtande, den man einen entwickelten Zuſtand nennen kann. In ihrem Lande überwogen damals noch die Wälder Sümpfe und Waſſer: das Schattige Trübe und Feuchte. Erſt eilfhundert bis dreizehnhundert Jahre ſpäter, im eilften, zwölften, dreizehnten Jahrhunderte nach unſers Herrn Geburt ſtanden Natur und Menſch zu einander im gehörigen Gleichgewichte, und da beginnt auch die Blüthe des germaniſchen Lebens und Wirkens. Damit ich andeute, was ich unter Gleichgewicht der Natur und des Menſchen oder, wie ich eigentlich hätte ſagen ſollen, unter einer vermenſchlichten Natur verſtehe, ſo meine ich die Natur, wo Luft und Licht, Naſſes und Trockenes, Weiches und Feſtes, kurz wo die Elemente und Kräfte der Natur ſo glücklich gemiſcht

und zu einander gewogen ſind, daß kräftige und ſchöne und an Leib und Seele rüſtige und weidliche Menſchen in ihr entſtehen und ſich erhalten können. Hier ſage ich aber ungefähr nur wieder, was oben ſchon mehrmals mit andern Worten geſagt iſt; alſo will ich ſuchen es durch Anwendung auf das Einzelne und Beſondere deutlicher zu machen, wie man in einer Welt der Geſtalten und Erſcheinungen, wo nur Schatten von Schatten hervorſchweben, etwas deutlich machen kann.

Wir denken uns alſo Teutſchland, unſer Vaterland, oder das Germanien der Alten, wie es zuerſt in einem rohen und wilden Zuſtande war, ehe die herrſchende und bildende oder zerſtörende Menſchenhand darin Veränderungen hervorgebracht hatte. Da lag es unter einem ziemlich nördlichen Himmel, mit dichten und zum Theil undurchdringlichen Wäldern bedeckt, wodurch der Ur und das Elenn ſcheu hinbrauſeten und worin Bären und Wölfe heulten; das Uebrige waren mit Mooſen und Geſträuch bedeckte Haiden und Sümpfe; die Ströme und Seen ohne feſte Ufer; kurz alles der eigenen Gewalt oder dem Zufall preisgegeben. Wenn zu dieſer Zeit Menſchen das Land bewohnten, waren es einzelne armſelige und in der Noth und Knechtſchaft der Natur ſcheu wie die Thiere des Waldes herumſchweifende Jäger und Fiſcher. Bei dieſem Zuſtande des Landes, wo noch keine denkende und herrſchende Macht da war, waren unter ſolchem Himmelſtrich, wie der unſeres Vaterlandes iſt, die Winter kalt und ſtreng, die Frühlinge und Herbſte naß, kalt und neblicht, und die Sommer, wo die Sonne ſo viel Naß zu bebrüten und zu verſchlingen hatte, ſchwül und qualmicht, wahrſcheinlich wärmer aber auch kürzer, als ſpäterhin. Nun kamen, Gott weiß, wie viele Jahrhunderte vor der Geburt unſers Heilands, die ed-

len aſiſchen Germanen, ein Volk herrlicher Abkunft und erhabener geiſtiger Anlagen, und begannen die wilde Natur zu zähmen und allmählig menſchlich zu machen. Zu Tacitus Zeit waren ſie mit dieſer ihrer Arbeit ſchon weit vorgeſchritten, manche Unhuld war ſchon zerſtört, manche Thiere und Ungeheuer waren ſchon vertilgt oder weiterhin gegen die öſtlichen Wüſten und Sümpfe der Sarmaten, Letten und Fennen getrieben; aber doch herrſchten die Wälder und Haiden und Sümpfe und ihre Geſchäfte und Gewerbe, Jagd und Viehzucht, in manchen Gegenden wohl noch vor dem Ackerbau, das Feuchte, Trübe und Kalte der Natur herrſchte noch vor dem Trockenen, Hellen und Warmen, bis endlich in jenen oben angedeuteten Jahrhunderten das kam, was wir das Stehen im Gleichgewicht zu einander der Natur und des Menſchen nennen.

Die Findung und Ausrechnung des rechten Maaſes und Gleichgewichtes, wo die Kräfte, Säfte und Triebe der Natur ſo ſtehen, daß in jedem Lande nach ſeinen Anlagen und Fähigkeiten die Aufgabe der Menſchheit auf Erden, daß Schönheit zur Tugend ſey, daß der beſte und glücklichſte Menſch an Leib und Seele hervorgebracht und erhalten werden könne, erreicht werde, wird ſich wohl nimmer genau beſtimmen laſſen. Aber wenn wir auch nicht alles wiſſen, ſo können wir doch vieles der Natur und Geſchichte ablauſchen und abmerken, wodurch uns Winke gegeben werden, die zur Erhaltung der Fruchtbarkeit und Schönheit der Erde und der Stärke und Schönheit unſers Geſchlechts die bedeutendſten ſind. Mehr Licht als Dunkel, mehr Trockenes als Naſſes, mehr Feſtes als Weiches will der Menſch in der Natur und in ihren auf ihn einfließenden und ihn mitbildenden und mitgeſtaltenden Kräften und Elementen — das ha-

ben wir ungefähr gelernt durch Geſchichte und Erfahrung. Sollte ich ein Maaß angeben, ſo würde ich ſagen: Das Licht, das Trockne und Feſte eines Landes muß ſich verhalten wenigſtens wie zwei Drittel zu einem Drittel ihres Entgegengeſetzten, wenn Land und Menſch die beſten ſeyn ſollen, die ſie ihren urſprünglichen Anlagen und ihrem Himmelſtriche nach ſeyn können. Denn auch zu leicht, zu trocken und ſtarr können ſie werden. Und dies bringt mich von ſelbſt wieder auf das, was weiter oben geſagt iſt von dem Ausgebautwerden eines Landes, alſo daß es endlich von einer unbezwinglichen Unfruchtbarkeit beherrſcht werde, und was ich von der Zerſtörung und Verderbung der Natur durch menſchliche Unwiſſenheit und Ruchloſigkeit geſagt habe.

Ich muß nun zuvörderſt bekennen, daß ich im Allgemeinen der Meinung derjenigen unmöglich beipflichten kann, welche glauben, die Natur baue ſich ſelbſt aus, erſchöpfe ſich durch die wiederholten Zeugungen. Ich glaube vielmehr, daß, wenn die Natur nicht von Anfang an unfruchtbar und des Tragens und Hervorbringens unfähig war, ihre einmal eintretende überwiegende oder gänzliche Unfruchtbarkeit immer von der Ungeſchicklichkeit oder Sorgloſigkeit des Menſchen verſchuldet iſt. Das will ich übrigens gern geſtehen, daß ein bisher wüſt gelegenes Land in einem milden Klima mit ſeiner Fülle fetter Pflanzen- und Damm- oder Schlammerde, wann es unter den Pflug oder Spaten gekommen iſt, die erſten Jahrhunderte mehr Körner und Früchte bringt, als die folgenden. Ich will aber nun in Beiſpielen zu zeigen ſuchen, wie der Menſch die Natur verdirbt und die Länder unfruchtbar und ſich und ſeine Enkel endlich zu ſchwächlichen und jämmerlichen Halbmenſchen macht,

wenn er das nothwendige Gleichgewicht der Elemente und Kräfte aufhebt. Die Luft kann zu hell und trocken gemacht werden; dann wird ſie in einigen Ländern zu ſcharf und kalt, in andern zu ſcharf und zu heiß, in jedem Fall aber unfruchtbar, je nach dem Himmelſtrich, unter welchem die Länder liegen. Und nun ſtehen wir an unſerer Ueberſchrift, an den Forſten, wir ſtehen, wie man ſagt, vor dem Walde.

Und ich mögte, daß recht viele in Liebe und Ehrfurcht ſtill ſtänden vor dem Walde, daß unſeren Jetztlebenden ſolche Ehrfurcht vor den Bäumen eingeflößt werden könnte, mit welcher einſt Moſes und Abraham vor ihren Bäumen anbeteten, mit welcher noch heute der ſtille und fromme Hindu unter den Palmen ſeines Indus und Ganges ſich lagert, und mit welcher unſre Ahnherren, die alten Germanen, ihre heiligen und von keinem Beile verletzlichen Haine uralter Eichen und Buchen betraten. Denn jetzt wird in vielen Ländern Europa's die Art, die an den Baum gelegt wird, häufig zu einer Art, die an das ganze Volk gelegt wird. Nächſt den Sternen, die oft zu hoch über unſern Häuptern glänzen und uns oft auch zu hehr ſind, als daß wir uns mit ihnen beſprechen könnten, haben wir Menſchen keine freundlichere Boten, die gleichſam zwiſchen Himmel und Erde hin und her wanken *), als die Bäume. Wer hat je unter ihnen gewandelt mit ſtillem Muthe, dem ſie nicht oft alle Sorgen und Eitelkeiten des Lebens hinweggerauſcht, den ſie nicht mit Liebe und Sehnſucht des Himmels angeweht, dem ſie nicht ſo manche namenloſe Gefühle und wunderſame Geheimniſſe

*) Wird in der ſaſſiſchen Mundart noch jetzt für reiſen gebraucht.

zugeflüſtert, ſo manche unvergeßliche Geſtalten gezeigt haben. So ſind die Bäume die geiſtigen Geſellen des Menſchen auf Erden; aber ſie ſind auch ſeine recht lieben irdiſchen Geſellen, die ihm Nahrung, Stärkung und Segen des Himmels bringen; und auch deswegen ſoll er ſie lieben und ehren. Ich will nicht erinnern, wie nützlich die Bäume dem Menſchen auf dem Herde und im Kamin, auf dem Schlachtfelde der Arbeit oder des Kriegs ſind, nein ich will ſie bloß in ihrem Leben auf den Stämmen mit ihren Blättern und Zweigen betrachten. Da ſchirmen ſie den Menſchen gegen die zu gewaltigen Wirkungen der Stürme und Sonnenſtrahlen; da hauchen ſie einen nährenden Dunſt aus, ſammeln um ſich einen fruchtbaren, Menſchen und Thieren und Pflanzen wohlthuenden Dunſt, und locken befruchtendes Naß und Regen vom Himmel auf die dürſtenden Fluren herab.

Doch ich ſoll ja kein Loblied auf die Bäume ſingen, ſondern einfach und klar ſagen, was ſie nutzen, oder vielmehr, was ſie wirken; und das will ich denn kurz und Punkt vor Punkt thun, ſo gut ich kann und weiß.

Wir gaben oben an, daß dichte Wälder die Feuchtigkeit ziehen und erhalten, daß ſie alſo gelichtet und ausgehauen werden müſſen in einem Lande, wo der weichlichen und trüben Näſſe zu viel iſt, welche der Stärke und dem Gedeihen der edleren Geſchöpfe nachtheilig iſt. Bäume ziehen Näſſe und Regen an.

Die Bäume, wann ſie belaubt ſind, dunſten reichlich aus und ſetzen befruchtende Theile ab, die, wie die Erfahrung lehrt, den Menſchen und den benachbarten Feldern gedeihlich ſind. Sie ziehen auch aus der Luft viele befruchtende Theile an ſich. Nur wo die zu vielen und dichten Wälder den freien Luftzug und Son-

nenſtrahl hemmen und hindern oder wo ſie zu viel Näſſe und Dämpfe ziehen, mögen ſie, beſonders in der heiſſen Jahrszeit, der Geſundheit anderer Lebendigen ſchädlich werden. In ſolchen Ländern, die nicht mehr von unzugänglichen Sümpfen und Moräſten und von unaufhörlichen Regen und Nebeln und qualmenden Dämpfen triefen, ſondern wo das Naſſe und Trockene ins gehörige Gleichgewicht gebracht iſt, findet man die friſcheſten und ſtärkſten Menſchen immer in Wäldern und Waldbergen, ſelbſt in ſolchen Gegenden, wo ihre Nahrung recht dürftig und mager iſt: ein Beweis, daß die Waldatmoſphäre geſund iſt. Ich erinnere an die Bergſchotten, an die Jemtländer, Smoländer, Thalleute in Schweden, an unſre Bauren im Harz, Thüringerwalde, Schwarzwalde, an die Kalabreſen, Dalmaten, Montenegriner.

Es iſt ſehr wahrſcheinlich und es läßt ſich von manchen Ländern und Gegenden beweiſen, daß ſie ſchlecht und unfruchtbar geworden ſind durch die Art und das Beil. Manche Länder ſcheinen für immer unbrauchbar geworden zu ſeyn für jeden Anbau, ſeitdem man ſie ganz von Wäldern entblößt hat. Wir leſen in ſo vielen Reiſebeſchreibungen, die uns die Steppen um die Wolga und den Don ſchildern, wo hie und da einzelne Sträuche und ſchlechtes Gras ſtehen, dann einzelne trübe Salzquellen gefunden werden, und wo es ſelten regnet, daß einſt herrliche Wälder und fruchtbare Auen dort beſtanden haben, die von Quellen und Bächen bewäſſert waren, daß aber die vielen, Jahrhunderte nach einander ſich hier folgenden und von Oſten gen Weſten ziehenden verſchiedenen Völkerſchwärme das Land endlich kahl gemacht haben. Seit der Zeit iſt es dürr und unfruchtbar geworden an den meiſten Stellen und arm an Quellen und Regen. Die Alten haben uns Wunder erzählt

von der Fruchtbarkeit Siciliens und Sardiniens vor 2200 ja noch vor 1800 Jahren, und daß die Ergiebigkeit Siciliens erſtaunlich war, können wir aus der Größe ſeiner Städte und der Menge ſeiner Menſchen ſchließen; und welche Heere zogen einſt aus Agrigent und Syrakus ins Feld! jetzt aber iſt das alles anders. Der Grund iſt, man hat die Wälder auf den Berghöhen zerſtört, die jetzt faſt allenthalben mit ihren traurig einförmigen Glatzen da liegen; jetzt liegt faſt das ganze Land kahl da, außer der Gegend um den Aetna. Die Regen des Himmels kommen viel ſeltener, weil ihre Anzieher, die Bäume, fehlen; viele Bäche und Quellen ſind verſiegt, die ſonſt mit ſegnender Fruchtbarkeit in die Ebenen hinabrieſelten; nur um die Flüſſe und in den tiefſten Thälern iſt noch die Spur jener geprieſenen alten Zeit; viele Felder und Höhen aber, die ſonſt mit Weitzen und Reben und Fruchtbäumen bedeckt waren, werden jetzt nur von einigen mageren Schaafherden beweidet. Und damit alles in Uebereinſtimmung ſey, auch der Menſch iſt ſchlechter und ſchwächlicher geworden, wie die Natur. Aehnliches iſt mehreren Landſchaften Spaniens widerfahren, z. B. den beiden Kaſtilien und Eſtremadura und einem großen Theile Arragoniens und Granadas. Gegenden derſelben, wo die Höhen weiland mit Wald bewachſen und die Ebenen mit Getraide und Städten und Dörfern beſäet waren, ſind jetzt faſt eitel öde und kahle Weiden für Schaafe. Der Himmel regnet dort ſelten und wenig mehr, die Erde bringt nichts hervor als einige Gräſer, und der Menſch kann kein erfreuliches Daſeyn haben, wo der Sonnenſtrahl und der Wind den Schutzloſen gleich gewaltſam anfallen. Sind die Berghöhen einmal kahl und von Bäumen entblößt, ja ſind die Ebenen einmal trocken und ohne Quellen und Bäche, ſo iſt die

Hoffnung vergeblich, ſie wieder zu bewalden, denn auch der Regen und die nährenden Wolken mit ihrem fruchtbaren Dunſte haben ſich meiſtens weggezogen, und alle Verſuche, Bäume anzupflanzen und fortzubringen, ſind in der Regel umſonſt. Dies gilt von allen ſehr warmen und heiſſen Ländern faſt ohne Ausnahme. Die ganze Atmoſphäre ändert ſich mit den zerſtörten Wäldern und das Land wird dürr und häßlich, und ſtellt wirklich das Bild dar, als wäre es auf ewig ausgebaut und erſchöpft. Wer weiß, ob die große Wüſte (Zarah) jenſeits des Atlas und die Wüſten Arabiens und Meſopotamiens nicht einſt die Fülle von Hainen und Quellen und Bächen hatten, was alles verging, als man nach der Zerſtörung der Bäume dem Sonnenſtrahl eine zu zehrende Gewalt und dem Himmel eine zu große Trockenheit gab? Auch in gemäßigten und kalten Ländern ſind die einmal entlaubten Höhen und Berggipfel ſehr ſchwer und oft gar nicht wieder zu bewalden. Die ſchneidende Kälte und beſonders die unbarmherzigen Winde, die in ſolchen Himmelſtrichen heftiger ſind, hindern den jungen Aufſchlag und verwandeln ihn in elendige Krüppel, wenn ſie ihn nicht ganz und gar vertilgen. Dazu kommt noch die Sommerdürre, die zu ihrer Zeit auch ihr Theil thut, daß auf den kahlen Höhen kein freudiger Wuchs wieder aufgrünen kann. Denn die Regenwolken weilen nicht auf den kahlen Wipfeln, ſondern gießen gewöhnlich nur einige zerſprengte Tropfen auf ſie, ſie eilen aber den anziehenden Wäldern zu, wo ſie noch ſind, und lagern über ihnen, oder ziehen auch längs der großen Flüſſe und Seen in den Ebenen.

Viele, die dies leſen, werden aus der Erfahrung wiſſen, daß dieſem ſo ſey, tüchtige und auf die Natur aufmerkſame Forſtleute und Landleute werden es auch

bejahen; und wenn man Länder und Völker und ihre Verſchiedenheiten und Veränderungen geſehen und wenn man in der Geſchichte und Erdkunde nicht bloß Namen und Zahlen geſucht hat, wird man durch viele bedeutende Zeichen daran erinnert. Wie ganz anders ſah unſer Vaterland aus zur Zeit Karls des Großen, als zur Zeit des Tacitus! und zwar meiſtens, weil man in ſiebenhundert Jahren die Wälder mehr gelichtet und meilenweite Sümpfe und Lachen, worin ſich damals die Fiſche und Seevögel ergötzten, in feſte Getraidefelder verwandelt hatte! und wieder wie anders iſt unſer Teutſchland jetzt in vielen Gegenden, als das Teutſchland Friedrichs des Erſten und Friedrichs des Zweiten von Hohenſtaufen vor ſechshundert und ſiebenhundert Jahren war! Und man gebe mir die teufliſche Freiheit und Luſt, daß ich auf dem Rieſengebirge und im Harz und im Thüringerwalde und Schwarzwalde und wie viele der Hochberge und Hochwälder im Vaterlande ſind, die mörderiſche Axt an alle Bäume und Büſche legen, und alles, was zur ganzen Baumfamilie gehört, vertilgen könnte, und ich machte plötzlich ein anderes Klima und bald auch ein anderes ſchlechteres und ſchwächeres und ungöttlicheres Volk, als die Teutſchen jetzt noch ſind. Nämlich weniger Regen und Naß des Himmels, bald manches Land dürrer und unfruchtbarer, viele Quellen und Bergſtröme würden in wenigen Jahren nicht mehr genannt werden, ſelbſt die herrlichſten Fürſten der Ströme, der Rhein und die Donau, würden mit weniger Waſſer brauſen; größere Herrſchaft der Winde und Stürme und eine ſchärfere und trockenere Luft: die Winter würden ſehr hell und ſtreng, die Herbſte und Frühlinge viel kälter und früher und häufiger als jetzt mit Nachtfröſten heimgeſucht ſeyn, die Sommer würden dürrer und troſtloſer

ſeyn mit einem mehr verſchloſſenen Himmel. Kurz Teutſchland würde ein ganz anderes Land werden.

Es gab eine Zeit, wo zu viel Wald in Germanien war und durch den Wald zu viel Näſſe und trübe und naſſe und weichliche Kälte. Damals war unſers Vaterlandes Klima viel unfreundlicher und unleidlicher, als es jetzt iſt. Ich glaube ſeit einigen Jahrhunderten iſt die Zeit gekommen, wo in vielen Gegenden Teutſchlands des Waldes zu wenig geworden und die Unfreundlichkeit unſers Klima's dadurch vermehrt iſt. Von der Sorge, welche unſere Väter vor fünfhundert, ja vor achthundert Jahren für die Wälder hatten, beſonders für die Hochwälder der Berge, die ſie gegen die alles und auch die Menſchen austörrenden und verwüſtenden Oſtwinde und Nordoſtwinde ſchützen, finden wir in manchen Kroniken und einzelnen Geſetzen der Ortſchaften und Gaue merkwürdige Belege. Johannes Müller in ſeiner Schweitzergeſchichte, Anton in ſeiner Geſchichte der teutſchen Landwirthſchaft und andere Verfaſſer haben Mehreres darüber angeführt, und in den Sagen der Köhler und Waldbauern, die auf den Bergen wohnen, finden ſich Zeichen früherer Ordnungen, welche die Spätern vergeſſen haben. Auch in einzelnen Landſchaften Schwedens findet man ähnliche Winke, daß die Väter in vielen Dingen weiſer waren, als die Enkel, die ſich weiſe dünken. Bei'm Anton beſonders lieſt man unabweisliche Angaben und Zeugniſſe, daß vor dreihundert und zweihundert Jahren manche Stellen Teutſchlands leidlichen Wein baueten, wo jetzt nicht einmal bis zum Eſſig Trauben zu ziehen wären. Dies beweiſt er von mehreren Orten Schwabens und dies wird von Andern wieder an anderen Stellen gemeldet, z. B. von den Ufern der Oder. Wir wiſſen, daß die teutſchen Ritter weiland Wein tranken,

der auf ihren Hügeln an der Weichsel gewachsen war; die Urkunden der Mark Brandenburg lehren uns, daß es vor vier und drei Jahrhunderten fast kein Städtchen und keinen Flecken in derselben gab, bei welchen nicht Weinberge genannt wurden. Und seit hundert Jahren, ja seit den jüngsten vierzig und dreißig Jahren, hat man nicht fast die letzten Reben ausrotten müssen, weil sie nicht einmal mehr Essig lieferten? Durch die Verdünnung oder gar durch die Verwüstung von Wäldern, welche die höchsten Bergrücken bedeckten, und auch wohl durch die zu große Lichtung der tiefer unten liegenden Wälder ist die Wuth der Stürme ungezähmter und die Luft Teutschlands überhaupt wohl schärfer und kälter geworden, als sie wahrscheinlich im vierzehnten, fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert war. Ja in manchen Landschaften Teutschlands hat man in den letzten zwanzig und dreißig Jahren sehen können, wie der heillosesste und ruchlosesste Unfug mit den edlen Bäumen und Wäldern getrieben ist und wie ganze Forsten ausgehauen und ganze Bezirke entblößt sind, weil der einzelne Besitzer mit der Natur auf das willkührlichste schalten und walten kann. Was kümmert es den, der Geld bedarf und in zehen Jahren zu verbrauchen gedenkt, wovon sein Urenkel noch zehren sollte, ob er eine öde und Menschen künftig wenig erfreuliche, ja Menschen oft kaum brauchbare Erde hinterläßt? Er will leben, und sie mögen auch sehen, wie sie es machen. Dies ist der Ausspruch, womit die meisten Jetztlebenden unbequeme Fragen ihres Gewissens abweisen, das noch zuweilen an eine Zukunft erinnert, die seyn soll, wie eine Vergangenheit gewesen ist.

Wir haben die zu viele Verdünnung und Verwüstung der Wälder bisher meistens nur in der Hinsicht

betrachtet, wie dadurch die Natur unlieblich und häßlich, die Erde unfruchtbar und ſchlecht und das Klima entweder zu heiß oder zu rauh wird. Viel ernſter wird die Sache, wenn man ſie aus einem höheren Geſichtspunkte betrachtet, nämlich in Hinſicht des Einfluſſes, den ſie auf die Schwächung und Verſchlechterung des Menſchenſtammes hat. Dies kann man in allen Ländern ſehen, wohin man nur den Fuß ſetzt. Doch einige Beiſpiele; denn auf das bloße Wort wollen wenige glauben, wenigſtens können wir den Glauben darauf nicht verlangen.

Ich ſagte oben an mehr als einer Stelle, die Waldatmoſphäre ſcheine mir eine dem Menſchen beſonders gedeihliche, weil auch bei ſpärlicher und ärmlicher Koſt die in Wäldern und Waldbergen aufgewachſenen Menſchen beides durch Reiſigkeit des Leibes und des Muthes und durch Weidlichkeit und Behendigkeit ausgezeichnet ſind. Dies bedarf ſo wenig eines Beweiſes, daß ſich lächerlich machen würde, wer es leugnete. Geh hin und ſieh den Gothen in den Wäldern Schwedens und ſieh ihn auf den nebenliegenden kahlen Inſeln der Oſtſee. Es iſt daſſelbe Volk; aber welch ein Unterſchied zwiſchen dem Menſchen von Blekingen und Smoland und dem von Laland und Falſter, der ohne den Schirm und Dunſt der Wälder mitten im windeüberfahrenen Meere wohnt! Sieh den Bergſchotten in ſeinen rauhen und von einem langen Winter umlagerten Wäldern, den ſtarken, reiſigen und ſtattlichen Mann, und dann ſegle zu ſeinem Bruder hinüber nach den weſtlichen Hebriden oder nach den ſchottländiſchen Eilanden, und du wirſt auf den kahlen und unwirthlichen und von Stürmen, Regen und Schloſſen ſchirmlos gegeiſſelten Flächen, die im Meere gleichſam wegſchwimmen, einen ſchwächeren und kleineren und von der Natur faſt unterdrückten Mann finden.

So groß ſchildern alle Beſchreiber dieſer Gegenden den Unterſchied der Menſchen deſſelben Stammes. Und wahrlich wir bedürfen nicht nach Schweden und Dänemark und Schottland zu gehen; wir haben die Beiſpiele vor der Thüre. Ich habe das Rieſengebirge, den Thüringerwald, die ſtairiſchen Berge und andere Berge des Vaterlandes bei mehreren Gelegenheiten zu Fuß durchwandert, und wie die Orte und die Lage und der Zuſtand der Orte verſchieden waren, ſo war auch das Menſchengeſchlecht verſchieden. In den Wäldern und Waldbergen ein friſcheres und ſtärkeres, auf und an den abgehorſteten und kahlen Höhen ein trüberes und ſchwächeres Geſchlecht, und wieder die gegen Süden und Südweſten Wohnenden munterer, als die gegen Oſten und Norden. So daß man wohl ſagen mag: Wer den Ländern die Wälder auszieht und beſonders wer die Berge und Höhen entwaldet, der beraubt den Menſchen an ſeinem köſtlichſten Theile.

Ein kleiner fünfjähriger Bube, der in der Ferne ein ſchönes Dorf in Flammen aufgehen und die wirbelnden Rauchſäulen zum Himmel aufſteigen ſah, ſprach in ſeiner Unſchuld: „Der Rauch muß dem lieben Gott auch ſehr widerlich ſeyn, er ſieht gewiß nicht mehr auf die Erde hinab.“ Solche Gedanken, die einige kindiſch andere kindlich nennen werden, könnten uns wohl einfallen, wann wir kahle Berge und Höhen und weiter unten weit ausgebreitete Ebenen mit Fruchtfeldern ſehen, die des ſtolzen Grüns und Schmuckes der Bäume mangeln und bloß gemacht zu ſeyn ſcheinen, damit der arme Ururenkel Adams recht unter Diſteln und Dornen einherkriechend im Schweiße ſeines Angeſichts ſein Brod eſſe, mit ſeinem Stier den Blick nur auf die Furchen gerichtet und durch keinen fröhlicheren und freieren Reiz

der Natur mit den Augen und dem Herzen nach oben gezogen. Wie der Himmel ſeinen befeuchtenden und befruchtenden Segen von den nackten Berggipfeln wendet, haben wir oben gehört. O er wendet auch ſeine geiſtigen Augen von ſolchem Lande, und läßt den Menſchen in der traurigen Einförmigkeit und Einerleiheit der Natur, die er verdorben und verhäßlicht hat, erſtarren und verſtocken, weil die ſpielenden und ſehnſüchtigen Geiſter des Himmels nimmermehr ſo freundlich und luſtig zu ihm herabkommen, als einſt, da ſeine Welt noch freundlicher und luſtiger war. Iſt der Menſch bei dem Verluſt der Wälder und Bäume noch ſo unglücklich, daß er auch des Waſſers entbehren muß, da er keine großen Seen und Ströme hat, woran er ſeine Seele erlaben und wodurch er ſich zuweilen in die Unendlichkeit hineinſpielen kann, ſo iſt er ganz beklagenswerth. Deswegen iſt der Bewohner von Inſeln und Küſten immer noch viel reicher als die Mittelländiſchen, weil die großen Geſtalten und Geiſter des Meers ihm friſche Ideen bringen, und mit ihm ſo leicht in die Unermeßlichkeit hineinfliegen.

Viele haben dieſe Zeit eine ſaturniſche Zeit genannt, die in bodenloſer Unmäßigkeit und Gierigkeit ſich ſelbſt verſchlinge und auffreſſe. Das muß man leider bekennen, daß von den Staaten wie von den Einzelnen häufig ſo verfahren und gehandelt wird, als werde es hinter dieſer Zeit keine Zeit und Menſchen mehr geben; ſie vergeuden das Vermögen in Jahren, was für Jahrhunderte zurückgelegt werden und woran die Urenkel ſich noch erquicken ſollten. Vormals hieß unſer Kaiſer ein Mehrer des Reichs, das er aber ſeit drei Jahrhunderten mehr vermindert als vermehrt hat. Die Idee des Mehrens und Vermehrens hatte ſich bei den Teutſchen und

auch bei den teutſchen Fürſten nun freilich verloren, dafür aber war ſeit fünfzig, ſechzig Jahren die Luſt des Mehrmachens, ja die eigentliche Mehrmacherei aufgekommen; was von vielen Plusmacherei genannt wird. Auf allen möglichen Wegen und durch alle mögliche Mittel die möglich größte Zahl Geld und Menſchen zu machen, das hat vielen die erſte und erhabenſte aller Künſte gedäucht. Bei dieſer unglücklichen Mehrmacherei, bei dieſem künſtlichen Anlegen von Menſchenpflanzungen und Errichten von Fabriken, wo ſie der Natur und Gelegenheit und den Umſtänden nach auf die Länge nicht beſtehen konnten, war man ſo geblendet, daß man allein den Augenblick, und auch den kaum, ſah und auf die Zukunft gar keine Rückſicht nahm. Man machte es da häufig, wie ein ſchlechter Wirthſchafter thut, der in fünf Jahren das Fett eines guten Bodens ſo ausmärgelt, daß er nachher zehen Jahre bedarf, ihn wieder tragbar zu machen. So ſind manche Gegenden wüſt geworden und kahl, die ſonſt reizend und luſtig waren, und wann die nackten Berge kein Holz und wann die Anhöhen und Hügel kein Gras und die Bäche kein Waſſer mehr haben, dann verſchwinden auch die armſeligen Anpflanzlinge und Fabrikarbeiter, und die Gegend iſt durch Schuld der Menſchen ganz verödet. Die Natur behauptet ewig ihr Recht: was der Menſch zu künſtlich machen will, gedeiht nicht; am wenigſten gedeihet die künſtliche Menſchenvermehrung. Ungebührliche Hinderniſſe der Bevölkerung eines Landes ſollen die Regierungen wegräumen, das Glück und die Freiheit der Menſchen ſollen ſie befördern; das Einzelne ſollen ſie ihnen ſelbſt und der Natur überlaſſen. Es werden ſich die Menſchen ſchon vermehren, wo Raum und Fruchtbarkeit für ſie iſt und wo gerecht und menſchlich regiert wird.

Die Völker des Alterthums hatten den Grundſatz, den alle vernünftige Regierungen haben ſollten, daß ſie nicht die meiſten Menſchen, ſondern die ſtärkſten, freieſten und tapferſten haben wollten; ſie meinten, Ein tüchtiger Mann ſey mehr werth als drei hungernde und lungernde Schwächlinge und Kümmerlinge. Ein Maaß der Volksmenge, worüber in einem beſtimmten Lande nicht hinausgegangen werden darf, vermag eine Regierung nun freilich nicht zu ſetzen, aber ſie ſoll die Natur ſo verwalten und die Geſetze ſo ſtellen, daß ein geſundes, ſtarkes und freudiges Menſchengeſchlecht ſich entwickeln und erhalten kann. Ein Land kann auch zu bevölkert ſeyn, und dann werden die Menſchen wie anderes Ungeziefer und Geſchmeiß, das ſich zu geſchwind vermehrt und endlich einander faſt ſelbſt auffrißt. Man darf nur an China denken und einzelne Landſchaften Italiens und Frankreichs, die von Bettlergeſchmeiß wimmeln, betrachten, um dieſe Worte auszulegen; ja auch in Schwaben und im Erzgebirge mögte es hie und da einige Bezirke geben, welche Belege dazu liefern könnten. Keine Regierung ſoll mit ihrer Volksmenge prahlen; — gälte der Maaßſtab, ſo wäre die chineſiſche Regierung die erſte in der Welt — ſondern die Regierung rühme ſich, welche die tapferſten und glücklichſten Menſchen aufzeigen kann.

Und wäre denn die Mehrmacherei oder Plusmacherei der Menſchen in jenem eben getadelten Sinn wirklich das Höchſte und Erſte, wornach ein Staat ſtreben und jagen müßte, ſo wird ſie wahrlich durch die Abwaldung der Höhen und Berge und die Verwüſtung und Verhäßlichung der Natur nicht erreicht; denn wann die Verwüſtung vollendet ſeyn wird, werden die Menſchen verſchwinden, die ſo lange mitgelebt und mitzerſtört haben, als es etwas zu leben und zu zerſtören gab. Man pre-

digt uns unaufhörlich, daß der Ackerbau am ſicherſten die meiſten und ſtärkſten Menſchen ernährt, daß man daher ſo viel Land als möglich unter den Pflug bringen ſoll. Wenn wir dieſen Ausſpruch an ſich auch nicht läugnen, ſo müſſen wir ihn doch einſchränken, d. h. wir müſſen ihn zur Vernunft bringen. Nur das wirklich fruchtbare Land und das leicht zu bearbeitende Land, was die Arbeit reichlich vergütet, ſoll man unter den Pflug bringen. Berghöhen haben unendliche Mühſeligkeit für den Bauer, koſten unendlich viel, und ſind weit mehr Mißlichkeiten und Gefahren (Nachfröſte, Dürre, Hagelſchlag u. ſ. w.) ausgeſetzt, als Hügel und Ebenen. Und wenn vielleicht von ihnen etwas zu gewinnen iſt, ſo verlieren dagegen durch ihren Anbau die unten liegenden Gegenden und die Ebenen an Fruchtbarkeit. Die befruchtende Ausdünſtung der Wälder, der Dunſt, den ſie aus der Luft um ſich ſammeln, die Bäche und Quellen, welche die Wieſen und Felder unten düngen, verſiegen; und ich bin überzeugt, daß Felder, die nicht an Meeresküſten liegen und alſo nicht durch den Seedunſt befruchtet werden, durch gröſſere Dürre und überhaupt durch Unfruchtbarkeit mehr leiden, wann es dem Unverſtande oder der ſpekulirenden Habſucht geglückt iſt, die Wälder zu verwüſten oder nur dünner zu machen. Alſo weg mit den waldverwüſtenden Fabrikanten! weg mit ihnen von den Höhen und Berggipfeln! weg dort mit dem Pflüger, der alles ausroden und keine Wälder neben ſich dulden will.

Auch mit den Herren will ich zu Gericht gehen und mich mit ihnen ſtellen, die bei Verwandelungen der Berge in Fabrikdörfer oder Bauerdörfer ſich hinter dem leidigen Worte **Einträglichkeit** verſtecken, ohne eine **Zuträglichkeit**, die dem Staate mehr ſeyn ſoll als

alle Einträglichkeiten, anzuerkennen. Freilich ſcheint ein Menſch, der ein von ſeinem Vater geerbtes beträchtliches Vermögen nicht mit den Zinſen genießt, ſondern jährlich zu den Zinſen ein Viertel des Kapitals mit auffrißt, ein großes Einkommen zu haben. Daſſelbe gilt von dem Staate, der die Wälder, die noch den ſpäteſten Enkeln Wärme und Schatten geben ſollten, in zehen oder zwanzig Jahren abhorſtet. Der erſte ſcheint vier Jahre, der zweite zehen oder zwanzig Jahre ein Reicher dem, der die Verwaltung ſeines Vermögens nicht näher unterſucht — dann aber ſtehen auch beide in ihrer Bettelarmuth da. Ich aber ſage, ein Wald, der wohl bewirthſchaftet wird und in Ordnung iſt, gleich einem guten Weinkeller, d. h. der immer ſeine hundertjährige und zweihundertjährige Baumgreiſe, die abgeſetzt werden können, mit dem gehörigen Nachwuchs und der gehörlichen Nachfolge hat, iſt wohl ſo einträglich, wo nicht einträglicher, als ein eben ſo großer Raum Landes in der Ebne, worauf der Pflug ſeine Furchen zieht. Man gehe in den Thüringer Wald, in den Fichtelberg und in andere Hochberge des Vaterlandes, und ſehe ſich um. Auch in Gegenden, wo eben kein Bergbau iſt, ernährt und beſchäftigt die Waldwirthſchaft eine Menge friſcher und glücklicher Menſchen in mancherlei Gewerben, und was von Viehzucht und Ackerbau und Baumzucht in den Wäldern ſich findet, iſt, mit Ausnahme der höchſten Gipfel, beſonders gedeihlich, weil der Walddunſt die Felder und Wieſen, welche zwiſchen liegen, vorzüglich die letzteren, auſſerordentlich fruchtbar macht.

Ich bin vor dem Walde ſtill geſtanden, ich habe ihn und die Fragen und Rückſichten über ihn und auf ihn in mancherlei Richtungen durchwandert und durchſtrichen, und komme endlich zum Schluſſe, nämlich zu

meiner Waldordnung, wie ich ſie meine. Wenn ich König von Teutſchland wäre, oder wenn ich in irgend einem teutſchen Lande Fürſt oder Erſter Miniſter oder nur Oberforſtmeiſter wäre — verſteht ſich Oberforſtmeiſter mit einiger Macht — würde ich ſehr thätig zugreifen und eingreifen in dieſe höchſtwichtige Sache. Nun aber kann ich, ein armer Schreiber, nicht weiter thun als ſie zeigen und denen, welche ſie angeht, ſie an die Herzen und Gewiſſen legen.

Ich meine hier bei dieſer meiner Waldordnung Teutſchland. Es giebt wohl eine allgemeine Waldordnung, die faſt für alle Länder anpaſſend und angemeſſen wäre; aber jedes Land hat nach ſeinen Gelegenheiten und Ortlichkeiten wieder beſondere Bedürfniſſe, die man nie aus den Augen verlieren muß. Außer dem, was die Wälder überhaupt für den Leib und den Geiſt des Menſchen und für das Gedeihen und die Fruchtbarkeit der Felder und Auen Wirkſames und Wohlthuendes haben, müſſen ſie in einem heißen Klima Schirm gegen die Wuth der Sonne, in einem kalten Klima Schirm gegen die Wuth der Kälte und Winde geben: ſie ſind des Menſchen beſter Rock und Mantel und weder aus Fellen noch aus Wollen mag er ſich einen machen, der dieſen beſten erſetzen könnte. In Teutſchland haben wir einen gar verderblichen Feind: er heißt Oſtwind oder Nordoſtwind. Dies iſt unſer Samum oder Scirocco, der im Frühlinge oft fünf ſechs Wochen hinter einander wehet und den Menſchen, die ſein m Peſthauche ausgeſetzt ſind, durch Mark und Bein dringt. Daß dieſe Angabe nur zu wahr iſt, das wiſſen die Aerzte wohl, und das wiſſen diejenigen wohl, welche Menſchen auf kahlen Bergen, ja auch nur auf weiten waldloſen Ebenen dieſen verzehrenden Winden preißgegeben geſe-

den haben. Gegen dieſen unſern Erbfeind muß vorzüglich der Schutz der Wälder erhalten und, wo er nicht mehr iſt, wo möglich wieder angepflanzt werden.

In der Vorausſetzung, daß der Menſch und vorzüglich daß die Erzeugung und Erhaltung eines edlen und kräftigen Menſchengeſchlechts einmal wieder das Erſte und alles Andere und alle anderen Rückſichten das Zweite und Dritte dünken werden und dünken müſſen, nehme ich an, daß die Erde künftig wieder recht in Beziehung auf den Menſchen verwaltet werden wird. In dieſer Vorausſetzung muß jede verſtändige Regierung dem Menſchen ſein Nothwendiges von Wäldern und Bäumen erhalten oder wieder erſchaffen, wo es nicht mehr iſt.

In der guten Waldordnung werden zuerſt die höchſten Höhen der Berge, wo das Gebiet der Stürme und Blitze und des Schnees und Eiſes beſonders herrſchend ſeyn würde, gleichſam geheiligt wie die alten Götterhaine; ſie werden vorzüglich dicht erhalten. Dann folgen in Zwiſchenräumen die niedrigeren Bergkämme, die in ihren einzelnen Abläufen und Abſätzen mit Hochwald bedeckt erhalten werden. Die Schlüchte zwiſchen den Kämmen mögen nach der Ortlichkeit und Gelegenheit in Felder und Wieſen verwandelt werden. So kommen wir zur Ebene. Und folgende wäre für die Ebenen unſere Ordnung und für die Flachfelder:

Wo Wälder wären auf der Ebene, erhielten wir ſie, wo keine wären, legten wir ſie an auf folgende Weiſe:

Der größte Feind unſeres Landes ſowohl für den Menſchen als für die Früchte und Gewächſe iſt der Wind, der vom Oſten und Norden her wehet. Unſere Wälder würden dieſemnach in der Richtung erhalten

oder gepflanzt werden müſſen, daß der Strich von Oſten bis Nordweſten gegen die Winde geſchirmt wäre.

Je alle anderthalb teutſche Meilen müßte Wald ſeyn, der wenigſtens fünfzehnhundert Fuß Breite hätte. Die Länge liefe den ganzen angegebenen Windſtrich fort. Dieſer Wald dürfte nie ſo gelichtet oder durchgehauen werden, daß die Stürme einen freien Durchzug hätten, ſondern die Hochforſt müßte immer gebührlich geſchont und forſtmäßig bewirthſchaftet werden. Das verſteht ſich, daß dieſe Waldſtrecken hie und da Oeffnungen haben würden z. B. für durchlaufende Landſtraßen, zwiſchenliegende Städte und Dörfer, oder gar für einlaufende Ströme und durchſtreichende Seen, wo der ſchwache Menſch der mächtigeren Natur Bahn laſſen muß.

Dieſe vom Staate als eines ſeiner Heiligthümer gehegten und gepflanzten Wälder mögten immerdar, je nachdem die Dörfer und Grundſtücke liegen, auch Privateigenthum ſeyn. Sie müßten nur nach einem allgemeinen Geſetze verwaltet und bewirthſchaftet werden, und der Staat hätte immer die Aufſicht über ſie.

Das verſteht ſich von ſelbſt, daß zwiſchen dieſen Waldlinien jeder Einzelne nach Gefallen Wälder haben und anlegen oder zerſtören dürfte, wie ihm gefiele. Nur dieſen Linien wären gleichſam die Heerlinien für die Wälder, und würden nach unſerer Ueberzeugung wahre Heerlinien des Staats ſeyn, hinter welchen ein friſches und kräftiges Menſchengeſchlecht in Friede und Freude wohnen könnte.

Auf dieſe Weiſe wäre geſorgt für die Erde, für die Fruchtbarkeit und Schönheit des Landes, für den Leib und für den Geiſt des Menſchen. Man wird auch hievon ſagen, wie denn die Faulheit und Sorgloſigkeit auch gegen die unabweislichſten Wahrheiten ſo ſchreit: Hirn-

geſpinſte! Unausführbare Vorſchläge! Das darf aber denjenigen nicht kümmern, der nichts Albernes noch Verwerfliches geſagt hat, der es wenigſtens nicht aus verwerflichen Abſichten geſagt hat. Der Menſch ſoll ſeine Erde und ſein Geſchlecht verwalten und erhalten lernen. Manches, was dahin gehört, hat er in früheren Zeiten entweder beſſer gewußt oder gewiſſenhafter bedacht als jetzt. Dies erhellt aus den Geſetzgebungen vieler alten Völker, dies erhellt auch aus vielen Ordnungen und Satzungen unſerer Vorfahren. Weil der Menſch in gewiſſen Epochen des geſellſchaftlichen Zuſtandes und der menſchlichen Bildung und Entwickelung anfängt, die Natur zu zerſtören und zu verderben ohne Sinn und Kunſt, ſo muß er das mit Sinn und Kunſt wieder gut machen. Das iſt überhaupt wahr, daß ſeit den letzten Jahrhunderten mehr auf die Veredelung der Pferde und Rinder und Schaafe und auf ihre Pflege und ihr Wohlſeyn gedacht iſt, als auf die Veredelung des Menſchen. Was ſage ich gedacht? an die Veredelung iſt faſt gar nicht gedacht, wohl an die Vermehrung deſſelben im Geiſte der Plusmacherei. Den Menſchen, das edelſte Weſen der Erde, hat man ſo ungefähr dem Zufall überlaſſen, und wie der Zufall eben die Anſtöße und Reize des Eigennutzes und Gewinnes gegeben hat, ſo hat man nach dieſen die Erde entweder zerſtört und verhäßlicht oder verbeſſert und verſchönet. Es ziemte aber dem Menſchen, dem denkenden und wiſſenden Weſen, das alſo, was es thut, mit Gedanken und Gewiſſen thun ſoll, nicht mehr von dieſem blinden Zufall, der Gutes und Schlechtes gleich ſinnlos macht, ſondern von der erkennenden und anerkennenden Wahrheit ſich leiten zu laſſen. Was durchaus gethan werden muß, das kann auch gethan werden, eben weil es gethan

werden muß. Sonſt lögen Vernunft und Gewiſſen, welchen dieſer Ausſpruch eingepflanzt iſt, oder Gott löge, der ſie ihnen eingepflanzt hat. Bei dem Kleinen und Mittelmäßigen darf man von Rückſichten ſprechen und von unüberſteiglichen Hinderniſſen; bei dem Höchſten und Größten muß alles überſteiglich und überwindlich ſcheinen, weil es nur immer auf Eine Weiſe ſeyn kann, d. h. auf die nothwendige Weiſe. Hier und bei Gegenſtänden, die dem hier behandelten Gegenſtande ungefähr ähnlich ſind, hat die Faulheit und Bequemlichkeit und Gewohnheit und was ſonſt noch als Schlendrian ſo mit fortſchleicht und ſchlendert und eben nicht gern neue Bahnen brechen mag, gar kein Recht zu ſprechen.

Für die Thiere des Waldes und für das Vieh der Ställe, für Hirſche, Rehe und Säue und für Pferde und Eſel und Ochſen haben Forſtmänner und andere wackere Leute geſchrieben, und auch wohl über Wälder, Koppeln und Gehäge geſchrieben, wie dieſe anzulegen und zu verwalten ſeyen, damit es den Thieren und dem Vieh darinnen wohl und gedeihlich ſey und damit ihr edles Blut und ihre gute Art nicht verſchlechtert werde. Ich habe mir einmal den einzigen Verlaſſenen gedacht, den armen Menſchen, wie für ihn die Erde eingehägt und beforſtet und bewaldet werden müßte. Und ich habe es nicht gedacht, ſondern gefühlt, und, wohin ich nur getreten bin, iſt es mir — daß ich eines gemeinen Ausdrucks gebrauche — auf die Naſe gefallen und in die Augen geſprungen. Es liegt ja allenthalben klar vor den Füßen, alſo daß, wer Augen hat, es ſehen muß, wenn er es auch nicht ſehen will.

Selbſt von dieſer Stadt *) braucht man nur drei bis

*) Der Aufſatz iſt im Jahr 1815 in Köln geſchrieben.

fünf Meilen in die Berge von Berg und der Eifel zu gehen und das Nächſte zu ſehen mit ſeinen Aehnlichkeiten und Unterſchieden, um zu vergleichen und zu beurtheilen, was die hier ausgeſprochenen Worte werth ſind.

Und wie ſchlecht ich auch bin und wie ſchlecht viele der Jetztlebenden auch ſind, alle weit von der Einfalt und Tugend, wodurch unſere Väter vor Jahrhunderten noch gelobt wurden, alle mit den kleinen Sorgen des Tages und den Begierden der Stunde beladen und geplagt; wovon beſſere Zeiten weniger gewußt haben — ſo können wir doch noch den Unterſchied der menſchlichen Bilder erkennen und ſehen, wie die einen noch nach den Sternen ſtreben und von höheren Gelüſten und Genüſſen eine Ahndung haben, und wie die andern, den Blick an die Erde geſenkt, mit ihrem Ochſen und Eſel faſt auf nichts anderes ſinnen, als wie ſie ſatt werden. Wir ſind unſerer Anlage nach ein Volk geiſtiger Triebe und Sehnſuchten, ein dem Ueberſinnlichen und Himmliſchen zugeneigtes Volk. Schon Tacitus rühmt an unſeren Altvordern, daß ſie Tempel und Bilder verſchmäheten, daß ſie die Götter nicht in Mauren eingeſchloſſen, ſondern im Athem der Natur und im Dunkel der Haine wandelnd glaubten, in deren heiligen Schatten ſie das anbeteten, was ſie nur durch das Grauen und die Ehrfurcht ſahen. Und nach dieſen Hainen, nach dieſen Stämmen hundertjähriger Eichen und Buchen haben ſie ſich ſpäterhin die heiligen Tempel gebaut, in deren erhabener und ſchauerlicher Nacht wir, die kleineren, Enkel einer größeren Vorzeit, wie in einem ſtillen, auf den Wipfeln über uns ſpielenden Walde einhergehen. Darum müſſen ſie bleiben und darum müſſen ſie wieder geſchaffen werden, die alten germaniſchen Haine, den teutſchen Menſchen müſſen wir-

gends Bäume fehlen, mit deren Zweigen er wie mit eben ſo vielen Armen ſeine Arme verflechten und mit welchen er ſich alſo luſtig zu ſeinen Sternen hinauf nach oben ſchwingen kann. Sollte es aber mit den Waldverwüſtungen, beſonders mit der Kahlmachung der Berge und Höhen ſo fortgehen, wie in einigen Gegenden des Vaterlandes angefangen iſt, ſo mögten wir nach einigen Jahrhunderten ein Volk ſeyn, auf das unſre Väter nur mit Jammer von ihren lichten Sitzen herabſchaueten und das ſie als ihre Enkel verſchmäheten. Auch wird das nackte und waldloſe Germanien nicht mehr Germanien ſeyn.

So ſind wir durch unſern Wald gewandert und haben uns unter ſeinen Bäumen umgeſehen und nach den Geiſtern gelauſcht, die um ſie wehen und weben und von ihnen auf die Menſchenkinder herabſpielen. Wir kommen jetzt auf die zweite Forſt, die wir erhalten und, wo ſie verwüſtet iſt, wiederhergeſtellt wünſchten, auf die Forſt, woraus zum Staatsbau die ſtärkſten und tüchtigſten Stämme und woraus Maſten und Balken gehauen werden müſſen, nämlich auf die Bauern. Wir laſſen uns nicht verdrießen, wenn viele ſagen, daß wir immer auf derſelben Leyer klingern und denſelben langweiligen Kukuksgeſang wieder anſtimmen, auch wenn wir närriſch oder wohl raſend genannt werden. Die Wahrheit iſt ja ſelbſt ein ſo närriſches und raſendes Ding, daß ſie immer nur Einen Schein und Klang hat. Auch das ſoll uns nicht kümmern, daß man uns Bauernfreunde, daß man uns für die Bauern partheiiſch und gegen den Adel feindſelig nennt. Solche allgemeine Namen und Titel, womit man die Leute abzufertigen und ihnen

Eins anzuhängen meint, thun dem nichts, der ſich davon, nicht getroffen fühlt. Zuerſt daß ich ein Bauernfreund bin, will ich gern geſtehen: aber daß ich ein Adelfeind bin, leugne ich gradezu. Weil ich für den Bauer ſchreibe und ihn vertheidige, daraus folgt doch nicht, daß ich den Adel haſſe; auch daraus folgt das nicht, weil ich mich hie und da wohl gegen Anſprüche des Adels erklärt habe, die mir ungebührlich dünken. So zu folgern, was wäre das für eine Art Schluß, obgleich ich weiß, daß viele ſich dieſe Schlußart angewohnt haben? Für den Bauer ſpreche ich und haben vor mir viele geſprochen, weil er unmündig iſt; für den Adel brauche ich nicht zu ſprechen, weil er ſelbſt Mundes genug hat, den er nicht ſchweigen läßt. *)

Wenn man die Zeiten und Völker betrachtet, wie ſie vor uns vorüberwandeln und den verſchiedenen Geiſt der Jahrhunderte, wie er ſich in den Thaten, Werken und Geſetzen den Menſchen, die in ihnen lebten, erklärt und offenbart, ſo wird einem oft wunderſam zu Muthe über die Vielfältigkeit und Wandelbarkeit des Geſchlechtes, welchem man angehört. So groß ſind die Verſchiedenheiten der Triebe und Anlagen, wie der Bildungen und Entwickelungen der Völker, ſo unendlich weit von einander liegen die Stufen der höchſten Herrlichkeit und der tiefſten Verworfenheit, ſo verworren iſt das Spiel der Weisheit und Thorheit, des Glücks und des Unglücks, welches oft in wenigen Jahren verſchüttet und verwandelt, was auf langen Jahrhunderten gebaut ſchien, daß uns auch hier oft das tragiſche Gefühl anwandelt, es ſey alles nur ein Traum und eine Gaukelei, und mit Blindheit ſeyen wir umfangen und mit der Hoffnung bethört von Anbeginn, damit wir unſre volle Erbärmlichkeit nicht ſähen, damit wir nicht erblickten, welch

*) Fidicin I. 115. 103ff. folgt 20.—24 Kap. eines Romans

ein wankelmüthiges und unbeſtändiges oder wenigſtens welch ein von fremder Unbeſtändigkeit, die zu beſſern außer unſerer Macht liegt, hin und her geworfenes und gerütteltes Geſchlecht wir ſeyen. Denn leider erhellt es genug — und das iſt das Bittere und das Niederſchlagende bei der Betrachtung der menſchlichen Dinge und ihrer Geſchichte — daß Dummheit, Eitelkeit, Herrſchſucht, und die allerſchlimmſte Peſt des Menſchengeſchlechts, Habſucht, oft geſchwind untergraben haben, was Weisheit und Tugend einiger außerordentlichen Menſchen erbaut hatten, die von dankbaren Völkern als Propheten und Geſetzgeber verehrt und, weil ſie Gottähnliches auf die Erde herabgebracht zu haben ſchienen, nach ihrem Tode oft faſt den Göttern gleich geachtet wurden. Das aber iſt noch bitterer und niederſchlagender, daß die meiſten Menſchen wohl wiſſen, wie die Erde eingerichtet und verwaltet werden ſollte, auf welche Geſetze als auf die eigentlich begründenden und erhaltenden Geſetze das größte Gewicht gelegt werden ſollte, daß aber Leichtſinn und Eigennutz immer mächtiger ſind, als Pflicht und Erkenntniß. Denn wie der Apoſtel Paulus ſagt, daß kein Menſch ſich entſchuldigen könne damit, daß er nicht wiſſe, was Gott ſey, da Gott ſich in ſeinen Werken offenbart habe, ſo können wir auch ſagen, daß unſere Staatseinrichter und Staatsverwalter ſich nicht entſchuldigen mögen mit der Unwiſſenheit; wenigſtens könnten ſie wiſſen, wenn ſie wiſſen wollten. Sie haben die lange Geſchichte, ſie haben die Erfahrung der Zeiten, und wenn ſie dadurch nicht freden *) lernen wollen, ſo tragen ſie

*) Frode, (ital. prodo, franzöſ. preux, prudh'omme) davon froden, welches den verbundenen Begriff des Gutwerdens und Klugwerdens, alſo das Weiſe-

vor den Zeitgenoſſen die Schuld des Leichtſinns und der Sorgloſigkeit. Freilich wiſſen wir, daß die Völker die verſchiedenſten ſind mit ihren Neigungen und Strebungen, daß die Länder nach ihren Oertlichkeiten und nach manchen Eigenthümlichkeiten und Anlagen, die man mit Einem Worte wohl Naturnothwendigkeit zu nennen pflegt, auch das Menſchengeſchlecht, das in ihnen wohnet, und ſeine Entwicklung in Sitten und Verfaſſungen auf das mannigfaltigſte und verſchiedenſte geſtalten; auch das wiſſen wir, daß einige Länder ſo unter dem Fluche der Natur liegen, oder, rechter geſagt, unter ſolcher Naturſklaverei, daß ſich die Menſchheit in ihnen nicht entwickeln kann zu großer Herrlichkeit und Tugend: dies iſt in den zu heiſſen und zu kalten Ländern — aber in den Ländern, welchen Himmel und Erde gnädig iſt und wo des Naturreitzes und Seelenreitzes genug iſt für eine menſchliche Entwickelung der Triebe und Anlagen und für eine menſchliche Beherrſchung derſelben, in den Ländern, die ich Länder der Geiſter nennen mögte im Gegenſatz gegen ſolche, die mir faſt nur Länder der Leiber dünken, bildet und geſtaltet ſich etwas auch den verſchiedenſten Völkern und Menſchengeſchlechtern Gemeinſames, was ſie als Weſen höherer Art und überirdiſchen Urſprunges auszeichnet. Dort werden die Menſchen durch Sitten und Geſetze, durch Werke und Thaten herrlich, dort wird von Freiheit und Gerechtigkeit und Verfaſſungen und von andern hohen Gütern geſprochen, worin denkende und geiſtige Menſchen immer den einzi-

---

werden einſchließt. Daher muß dieſes treffliche faſſiſche Wort, dem wir kein gleichgeltendes haben, wieder gangbar gemacht werden. Das Wort unfeode bezeichnet die äußerliche und innerliche Untauglichkeit.

gen Preis und Lohn des Lebens gefunden haben und wovon in einem Zuſtande nimmer die Rede ſeyn kann, wo die Natur den Menſchen unter einer knechtiſchen Willkühr gefangen hält.

Wenn man nun unter dieſen Himmelſtrichen, worunter der Menſch ſich zu einem freien und würdigen und über die Natur und Naturtriebe in ihm ſelbſt die Herrſchaft erringenden Weſen erheben mag, die wechſelnden Schickſale der verſchiedenen Völker, den Zuſtand ihrer Rohheit und ihrer Bildung, ihr Steigen und ihr Sinken, und ihren Gipfelungspunkt der Blüthe und Kraft betrachtet und wägt, ſo muß man endlich auch unter den verſchiedenſten auf den ungefähr gleichen Linien ihrer menſchlichen und bürgerlichen Entwickelung etwas Aehnliches und Zuſammenlaufendes finden, wenn man, wie man thun muß, alle äußeren und örtlichen Verhältniſſe derſelben, die der Entwickelung verſchiedene Richtungen und Geſtalten geben, gehörig mit in Anſchlag bringt. Aus dem nun, was man in den verſchiedenen Zeiten Ländern und Völkern in gewiſſen beſtimmten Epochen ihres Zuſtandes Aehnliches oder gar Gleiches findet, laſſen ſich dann doch auch über das, was Völker glücklich oder unglücklich, frei oder knechtiſch macht, was ſie hebt oder ſenkt, Folgerungen ziehen, die über die Wahrſcheinlichkeit hinaus, ja die häufig bis an die Wahrheit gehen. Und außer dem, was bei ſolchen Unterſuchungen und Betrachtungen der Einzelne ſelbſt finden und ſehen kann, iſt das große Vorurtheil, was die edelſten und geiſtreichſten Menſchen aller Zeiten über die großen Fragen der menſchlichen und bürgerlichen Entwickelung und über die menſchlichſte und beſte Verfaſſung und über die Gründe und Urſachen derſelben gefällt haben, für denjenigen von großem Gewicht, der

nicht glauben kann, daß so hehre Männer, die von ihren Zeitgenoſſen für die weiſeſten und beſten gehalten wurden, in ihren Anſichten über Geſetze und Verfaſſungen und in der Anordnung und Ausführung derſelben, wenn dieſe Anſichten und das wirkliche Eingreifen derſelben in das Leben und in die That von unſerer Zeit und von ihrem Wollen und Wirken auch die verſchiedenſten waren, durchaus kleinlich und beſchränkt die Dinge ſahen und behandelten. Wenn wir von dieſer rechten und wahren Ehrfurcht für die Geſchichte und für die Thaten und Werke der Männer durchdrungen ſind, die einſt Hunderttauſenden vielleicht Millionen Menſchen die hellſten Lichter ihres Zeitalters däuchten, ſo werden wir von dem thörigten Wahne laſſen, als wären wir zweitauſendmal oder dreitauſendmal weiſer geworden als ſie, weil die Welt, ſeitdem jene herrlichen geſtorben ſind, zweitauſend oder dreitauſend Jahre älter geworden iſt; wir werden im vornehmen Uebermuth, der oft nur eine vornehme Dummheit der Ueberverfeinerung iſt, uns über uns ſelbſt und über unſer Zeitalter doch ſo weit beſinnen, daß wir uns zuweilen, wo das Unſrige uns eben auch nicht zu klar ſcheinen will, die ganz einfache Frage vorlegen: Könnte das Vergangene nicht vielleicht eben ſo gut geweſen ſeyn, als das Gegenwärtige iſt? Und iſt das Junge denn wirklich beſſer als das, was nun veraltet heißt? Und wenn wir nicht eitel und verworren ſind und wenn wir im verblendeten und beſtochenen Eigennutze nichts Einzelnes ſuchen ſondern das Allgemeine wollen, ſo muß uns ſchon vor allem Finden dünken, daß das Menſchenleben, wie jedes Naturleben, wohl auf ganz einfachen Gründen und Ordnungen ruhen müſſe, welche nicht ganz verwahrloſete Völker in ihren verſchiedenen Entwickelungsſtufen nach ihren Bedürfniſſen ſchon wer-

den herausgefunden, ja, ich mögte ſagen, mit einer Art Inſtinkt herausgefühlt haben. Wenn wir bei dieſem Glauben, der ein rein menſchlicher und geſchichtlicher Glaube iſt, dann auch noch jenen andern Glauben haben, daß, was jetzt unter der Aufſchrift einzelner großer Namen durch die Geſchichte geht, das Werk von Jahrhunderten und Jahrtauſenden, kurz die Geburt langer Probejahre und Lehrjahre iſt, wenn die Seher, Propheten und Geſetzgeber, wenn Moſes, Zoroaſter, Lykurg, Solon und Numa nur die einzelnen glänzenden Träger oder die letzten Vollender langer und mühevoller Arbeiten und Strebungen vieler Menſchenalter ſind, ſo wird uns wenigſtens das Vorurtheil der Eitelkeit nicht ſtoßen, daß der Einzelne damals nicht ſo weit ſeyn konnte, als der Einzelne jetzt; ſondern wir werden es bei ruhiger Betrachtung immer beſtätigt finden, daß, wo das Größte gemacht und geſchaffen oder zerſtört und verwandelt ward, immer ganze Zeiten und Völker geſchloſſen in Reih und Glied uns gegenüber ſtehen. Denn wir wiſſen ja auch aus der Geſchichte jüngerer Zeiten — wenigſtens Wiſſende wiſſen ſo viel — daß nicht Gregor der Siebente und Luther und Loyola die nach ihnen genannten Weltumwälzungen gemacht haben, ſondern die allmächtige Zeit; und wir lachen mit Recht über den, der uns jetzt noch einbilden wollte, in Voltaire und Rouſſeau und Mirabeau und Sieyes ſtecke die ganze franzöſiſche Revolution von Anfang bis zu Ende.

Nach dieſer vorläufigen Betrachtung rücken wir näher auf unſern Gegenſtand ſelbſt, und ſehen ihn mehr in ſeinen einzelnen Theilen und Beziehungen, und warten alſo ruhig ab, was wir denn endlich Wahres oder nur Wahrſcheinliches finden mögen, das dem verwandt

und angehörig wäre, was wir eigentlich ausgegangen ſind zu ſuchen.

Wir können nach einer Ueberzeugung, die hier nicht aus einander gelegt und erklärt werden kann, unmöglich der wilden und rohen Meinung ſeyn, als ſey das Menſchengeſchlecht nach dem Sündenfalle durchaus in Rohheit und Wildheit verſunken und kaum etwas beſſer als andere Thiere und Beſtien geweſen. Denn wenn, wie einige gemeint haben, alle Völker eine Zeitlang menſchenfreſſende Kannibalen geweſen wären, ſo begreifen wir wahrlich das Wunder nicht, wie ſolche tief verſunkene durch ſich ſelbſt oder durch die bloße Gewalt auch der günſtigſten Umſtände zu Sitte und Geſetz und Wiſſenſchaft und Kunſt aus der thieriſchen und viehiſchen Dumpfheit ſollten erhoben ſeyn. Für ſolche hätte es unſerer Anſicht nach keines geringeren Wunders bedurft, als daß ein Gott oder ein Gottesſohn unmittelbar vom Himmel herabgekommen wäre, ſie erzogen und unterwieſen und den verdunkelten Schatten des göttlichen Ebenbildes in ihnen wieder erhellt hätte. Warum wollen wir nicht menſchlicher lieber glauben, daß manche Völker, obgleich das höchſte Glück und die höchſte Erkenntniß dem Menſchen verloren war, von der urſprünglichen Klarheit, Wahrheit und Reinheit ſo viel behielten, daß ſie nicht ganz in thieriſcher Dumpfheit und Stumpfheit der Gefühle und Düſterniß der Gedanken hinträumten? Aber auch ſelbſt dieſe glücklicheren Völker waren freilich weit von dem Bilde der Unſchuld und Kindlichkeit, die einſt geweſen ſind, weil ſie unſerm Gemüthe mit ſo unendlicher Sehnſucht als ein urſprüngliches Bild eingeprägt ſind. Doch wahrſcheinlich wurden ſolche bei allen Mängeln und Leidenſchaften, die der menſchlichen Natur ankleben, durch Einfalt und Aufrichtigkeit der Herzen

und durch eine ebene Mäßigkeit der Triebe und Leidenſchaften manche Geſchlechter hindurch mit leidlichem Glücke geführt, ſo daß Sitte und Gebrauch für Geſetz und Befehl herrſchten. Aber dieſer glückliche Zuſtand konnte bei der Unvollkommenheit dieſer Erde und unſeres Geſchlechtes nicht immer beſtehen. So wie die Menſchenmenge ſich mehrte, wie um die Bedürfniſſe und um ihre Befriedigung Gedränge entſtand, mehrte ſich auch der Streit und der Hader um das Leben, und aus dieſem Streit und Hader mehrten ſich die Leidenſchaften und Gelüſte, ja neue und fürchterliche wurden erweckt, die bisher in der tiefſten Bruſt geſchlummert hatten. Nun entſtanden Gewaltige auf Erden, die in Wolluſt, Habſucht und Herrſchſucht hinfuhren und ſprachen was mich gelüſtet, das iſt mein Recht; es entſtanden Unterdrücker und Unterdrückte, Herren und Knechte. Gegen Unrecht und Gewalt ſuchten die Hülfloſen Schutz: es waren ſtrengere Geſetze nöthig, welche die wilden Leidenſchaften bändigten und ſchreckten. Die Gewaltigen und Tyrannen ſelbſt fanden ihnen dieſe Geſetze nützlich: ſie fühlten, ohne die Vorſpiegelung eines Scheines des Rechtszuſtandes ſey auch ihre Herrſchaft die unſicherſte. So ſchränkten ſie die Gewalt ein, wo ſie ihnen keinen Vortheil brachte, ſie befehdeten die kleinen Verbrechen, damit Einer die großen thun dürfte: ſo weit begünſtigte der Eigennutz die Gerechtigkeit.

Mit dieſem Zuſtande der Völker oder einzelner Stämme, die ſich allmählig zu einem Volke zuſammenbilden und zuſammengeſtalten, beginnen die kürzeren oder längeren, luſtigeren oder traurigeren Probejahre, wo mitten im Kampfe der Leidenſchaften und Bedürfniſſe ein feſterer Zuſtand des Rechts geſucht werden ſoll. Es iſt dieſe Epoche der Völker jenen grünen Jahren des

Jünglings gleich, wo im üppigen Treiben der Säfte die mannigfaltigſten Triebe und Begierden, Gefühle und Gedanken und die wunderſamſten Wechſel von Thätigkeit und Faulheit, Sturm und Stille, Wildheit und Milde ſich einander durchkreuzen, wo der große Verſuch gemacht wird, ob der Jüngling ein tüchtiger oder ein nichtiger Mann werden ſoll. Auf eine ähnliche Weiſe gehen die Schwankungen und Schwingungen der Völker in dieſen Anfängen eines eigentlich politiſchen Zuſtandes zwiſchen Glück und Unglück, zwiſchen Freiheit und Knechtſchaft, zwiſchen Verwilderung und Vermenſchlichung vielfältig hin und her, bis ſie endlich auf jenen gefährlichen Punkt kommen, wo ſie den Beweis zu führen haben, ob ſie edel oder unedel, tüchtig oder nichtig ſind. Viele Völker gelangen nicht einmal auf den Punkt dieſer Beweisführung, ſondern gehen in den erſten wilden Kämpfen und rohen Verſuchen unter, ohne daß nachher von ihnen noch ein Klang in der Geſchichte gehört wird.

Dieſe Kämpfe und Streite der Triebe und Leidenſchaften, der Vernunft und Unvernunft, der Gewalt und des Rechts zu verfolgen und zu begleiten, iſt leicht das Anziehendſte und Anmuthigſte, was uns in der Geſchichte begegnet. Das aber thut uns am meiſten wohl und iſt ein Beweis, daß die urgeborne Gerechtigkeit in unſern Herzen noch nicht ganz erloſchen iſt, wann wir die Völker auf dem Punkte ſehen, wo auf der einen Seite die Triebe und Kräfte der Menſchen in ſchöner, irdiſcher und natürlicher Blüthe ſtehen und wo auf der andern Seite das Geſetz in ſeiner heiligen Majeſtät den Fürſten wie den Bürger umſchlungen hält und von jedermänniglich geehrt und gefürchtet wird. Dieſes ſchöne Schauſpiel menſchlicher ud politiſcher Lebendigkeit und Freudig-

digkeit geben uns von den alten Völkern zuerſt die Griechen in ihrer reizenden und frei und ſtolz ſpielenden Mannigfaltigkeit der Entwickelung und Bildung. Von den neuen Völkern iſt hier die italieniſche und teutſche Geſchichte die lehrreichſte und anmuthigſte, weil der Italiener und Teutſche im Mittelalter auf die freieſte und mannigfaltigſte Weiſe nach Freiheit und Geſetzlichkeit geſtrebt hat. Freilich wenn wir auf die jüngſten Jahrhunderte blicken, müſſen wir mit Wehmuth bekennen, daß Italien und Teutſchland das Spiel verloren zu haben und daß andere Völker, die einen ſachteren und gleicheren Schritt hielten, ihnen vorgelaufen zu ſeyn ſchienen. So ſtehen unter andern die Schweden und Engländer da, deren bürgerliches Streben und Ringen vor Jahrhunderten nicht ſo ſtolz und großartig, wenigſtens nicht ſo menſchlich und freudig ſchien, als das der oben genannten Länder, deren Freiheit und Geſetz aber jetzt feſter begründet ſteht, als die ihrigen. Das iſt das Erhebendſte bei der Nachſuchung und Verfolgung dieſes edleren Strebens nach menſchlicher und bürgerlicher Freiheit und des Kämpfens und Ringens um dieſelbe, daß nirgends ſo ſehr erſcheint als darin, was im Leben und in der Geſchichte das Große und Ewige iſt: daß das erſcheint, daß es nicht auf die Weite ſondern auf die Tiefe ankommt, daß wir von Natur nicht die meiſte Maſſe, ſondern den meiſten Geiſt zu ſuchen und zu lieben angewieſen ſind. So wird Athen, deſſen Gebiet in zwei Tagen durchſpaziert werden konnte, uns mehr als das Reich des großen Perſerkaiſers, das für ſeine ungeheure Weite am bequemſten ein Hundertmeilenmaas gebrauchte, und Städte wie Florenz und Köln können eine größere Geſchichte haben als Königreiche, die ſich rühmen, auf ihrem Gebiete könne zu gleicher Zeit die aufgehende und

die untergehende Sonne geſehen werden. Man ſtelle den dicken Kappodocier und den leichten und feinen Menſchen von Tyrus und Athen, man ſtelle den Wallfiſch und das Pferd, den Puter und die Nachtigal neben einander, und man hat in dem unwillkührlichen Lächeln, wovon man bei dem Gedanken dieſer Zuſammenſtellung ergriffen wird, die innere Bedeutung des Angedeuteten. Die Griechen und hie und da auch die Italiener hatten den Vortheil vor uns Teutſchen, daß ſie zu rechter Zeit fanden, welche das Große und Würdige ihrer Geſchichte friſch und lebendig beſchreiben konnten. Bei uns wird es von Tage zu Tage zweifelhafter, ob wir ſolche je finden werden; denn die Möglichkeit der Beſchreibung unſerer Vergangenheit muß in dem Maaße erſchwert werden, in welchem unſere Gegenwart als Parodie gegen die Vergangenheit tritt. Halb vergeſſen und in ihren ſchönſten Theilen verdunkelt liegt unſre große Geſchichte mit Staub und Moder bedeckt und hie und da ſo von Motten und Würmern zernagt und zerfreſſen, daß ſie kaum noch wieder ins Leben hergeſtellt werden kann. Die letzten Jahrhunderte hat unſer Fleiß ſich faſt allein an Kaiſer- und Fürſtengeſchichten und an Staatshändeln und unbedeutenden Kriegen und Friedensſchlüſſen zerarbeitet, wobei die Beſchreibung nicht großartig und Sinn und Wort nicht tief werden konnten, weil die Thaten und ihre Art kleinlich oder doch einförmig und karakterlos waren. In den fünf Jahrhunderten von den Kreuzzügen bis zum Jahre 1600 liegt unſre große Geſchichte beſchloſſen, wovon noch gar kein großes Bild entworfen iſt, ſondern wovon wir hie und da einzelne artige Miniaturgemälde haben. Wenn wir aber das Einzelne gegen einander ſtellen wollen, ſo bedenke ich mich nicht zu

behaupten, daß eine lebendige Geſchichte von teutſchen Städten, wie Strasburg, Köln, Nürnberg und Lübeck weiland waren, wohl größere Mannigfaltigkeit wirklichen lebendigen Lebens und Strebens haben mögte, als die Geſchichte manches Reiches, das ſich deswegen ein großes Reich nennt, weil 24 oder 40 Millionen Menſchen Unterthanen Eines Herrn heißen.

Es giebt ein paar Worte, die man vor gewiſſen Leuten nicht nennen darf, weil gewiſſe Völker und weil jüngſt noch ein gewiſſes Nachbarvolk gräulichen Unfug und Mißbrauch damit getrieben haben: die unſchuldigen Worte **Freiheit und Gleichheit.** Indeſſen kann man durch die Geſchichte, wo ſie eine große Geſchichte iſt, und durch die Fragen und Betrachtungen über Geſetzgebung und Verfaſſung kaum einen Schritt thun, ohne daß einem dieſe beide begegnen. Es mögte gleich ewig unentſchieden bleiben, ob ſie für die Erde gehören, ja es mögte auch durch wirkliche Einrichtungen der Menſchen hienieden nie ein Beweis der Möglichkeit ihres irdiſchen Daſeyns abgelegt ſeyn, ſie ſind als Ideen einmal in unſern Köpfen und als Wünſche in unſern Herzen, und das Verlangen nach ihnen iſt da, auch wenn es kein politiſches Verlangen iſt. Denn das Bekenntniß legen die meiſten Menſchen unwillkührlich ab in der Art, wie ſie ſich darüber ausdrücken, daß die hohen Güter, die ſie durch dieſe Worte bezeichnet glauben, hier auf Erden ſehr ſelten erlangt werden. Dahin zielen ungefähr die Seufzer des Unterdrückten und Unglücklichen, wenn er, mit dem Blicke zum Himmel gewandt, ausruft: „Nun es wird ja auch ſein Ende haben, im Him„mel ſind wir gottlob alle gleich“ und die gewöhnlichen Ausſprüche des Glaubens des Frommen, wenn er ſpricht: „o wie viel glücklicher und freier würden wir

„leben, wenn Adam Gott nicht ungehorſam geweſen „wäre!“ Bei ſolchen Ausbrüchen der Hoffnung und Sehnſucht ſind die Menſchen ſich freilich ſelten bewußt, was denn ihre himmliſche Gleichheit und paradieſiſche Freiheit eigentlich ſeyn ſoll und ſeyn kann, aber ſie denken ſich doch etwas die irdiſche Mühſeligkeit, Gebrechlichkeit und Beſchränktheit weit Uebertreffendes; das fällt vorzüglich bei den meiſten in dem Begriff von Himmel und Paradies wohl zuſammen, daß in der unendlichen Weite, mit welcher dieſe ſich ihrer Fantaſie aufthun, Raum und Freude für alle iſt, daß dort nicht um Beſitz und Genuß gerungen wird, wie hier unten. Und in der That auch hier auf der Erde und bei dem Gedanken an die Erde und an ihre Einrichtung und Verwaltung, wenn wir uns ſo forttragen laſſen und uns blos das urſprüngliche und allgemeine Bild vorſchwebt und durch ſeinen Glanz die bedingenden und beſchränkenden Verhältniſſe in Schatten ſtellt, beſchleicht uns der ſüße Wahn einer gleichen Vertheilung von Beſitz und Freude, und wir wollen ſo gern eine Zeitlang nicht wiſſen, daß es von jeher viele recht gepreßte und mühebeladene Sterbliche auf unſerm kleinen Planeten gegeben hat und auch künftig geben wird.

Wie nun die Verhältniſſe der Dinge auf Erden geſtellt ſind, wie die Gebrechlichkeit und Unvollkommenheit der menſchlichen Natur und der Erde ſelbſt, wie die verſchiedenen Anlagen und Triebe, die verſchiedenen Fähigkeiten und Kräfte dieſen ſchönen Traum aus einer beſſeren Welt hienieden nicht verwirklichen laſſen, das entdecken wir nur zu bald, wenn wir das Leben und die Geſchichte befragen, und lernen uns in unſern idealiſchen Anſprüchen beſcheiden, weil wir uns beſcheiden müſſen. Wir lernen endlich als Verhängniß anſehen, was wir

nicht ändern können, und nennen die unbezwingliche Gewalt, die ſelbſt über Ideen hinaus herrſcht, Glück oder Schickſal. So geben wir denn jene paradieſiſche und himmliſche Gleichheit auf, die gleichen Beſitz, gleiche Freude und gleichen Genuß anſpricht; aber eine andere Gleichheit begehren wir von den Menſchen, wenn wir jene von Gott nicht erlangen können: wir begehren, wenn das Schickſal Gaben und Güter und Genüſſe des Daſeyns ſo ungleich getheilt hat, daß das Geſetz, welches der Menſch ſetzt als Ausgleicher des Ungleichen und Beſänftiger des Streitenden, nicht auch ſein Gewicht noch in die Wagſchale des Glücks lege und ſo den ſchon vom Schickſal Verſäumten ganz zermalme. Wir begehren alſo jene Gleichheit von dem Geſetze, daß es jedem, er ſey hoch oder niedrig, reich oder arm, mit gleichem Maaße meſſe und mit gleicher Wage wäge.

Auch der Begriff der Freiheit iſt ein verhüllter Begriff, von welchem wenige Menſchen ſich eine klare Vorſtellung machen, den jeder nach ſeiner Anſicht und nach ſeinem Gefühle auslegt und der in der That der mannigfaltigſten Auslegungen fähig iſt. Die Menge, die ſich nichts ganz klar denkt, verſteht unter dem Worte Freiheit häufig jenen Zuſtand, wo einer thun kann, was er will, und da ſcheint darunter ein gar gefälliges Leben zu ſtecken, das mit dem ſo ziemlich zuſammenfällt, was man unter Ausgelaſſenheit verſteht. Die arme Menge meint es aber ſo ſchlimm nicht, als es bei dem erſten Schein ausſieht, am wenigſten aber denkt ſie an politiſche Ausſchweifungen, ſondern höchſtens an jene Zügelloſigkeit der Genüſſe, wodurch man häufig der kleinen Polizei in die Hände fällt. Ueberhaupt denkt die den meiſten Menſchen natürliche Gutmüthigkeit bei dem Worte Freiheit immer mehr an das, was Freude und

Genuß giebt, als an jene gefährlichen politiſchen Wagſtücke, wo um Herrſchaft und Verfaſſungen oft ſo blutig gerungen wird. An den ſorgloſen, den müheloſen und kummerloſen Zuſtand wird dabei am meiſten gedacht. So ſagt man bei der wehmüthigen Rückerinnerung an die Kindheit und Knabenjahre: O hätten wir doch jenes ſchöne freie Leben wieder! So ruft der Beamte, zwiſchen ſeinen Aktenſtößen ſitzend: O die goldene Jugendfreiheit! So ſchwört der Matroſe bei dem Lande, wo Rum und Tabak ohne Abgabe eingeführt werden darf: das iſt ein Land! freier lebt' es ſich in der Welt nicht. So haben Nero's Freigelaſſene weiland geſegnet, wann ſie Kapaunen verſchlangen und Cypr' und Syrakuſer ſchlürften: Gott erhalte den Kaiſer, den Liebling des Menſchengeſchlechts, den Beſchützer der Freiheit und Freude! Und ſo ſegnet noch heute mancher Lakei mit und ohne Stern das freie und glückliche Leben, was ihm ſein erlauchter X und Y ſchafft. Es giebt Alter des Menſchen, die einen ſo engen Spielraum bedürfen und Leidenſchaften und Bedürfniſſe ſo wenig kennen, daß ſie ſich frei dünken, wann ſie ſatt ſind und wann ſie in des lieben Gottes Luft und Licht ſpielen und ſich tummeln dürfen, wie ihnen gefällt; es giebt endlich Menſchen in allen Altern, die nur mit dem Bauch und der Kehle und noch allenfalls mit einem andern halben Sinn leben, die mit einer ſanchopanſaiſchen Seele Freiheit zu athmen und nichts als Freiheit zu fühlen und zu ſchlürfen ſcheinen, wann ihnen nur die Fülle der leiblichen Weide beſcheert wird. Auf hundert verſchiedene Weiſen wird die Freiheit alſo von den verſchiedenen Menſchen genannt und verſtanden, nach den verſchiedenſten Richtungen hin wird ſie erſtrebt und erjagt, mit dem

verſchiedenſten Maaße wird ſie gemeſſen, mit der verſchiedenſten Liebe begehrt, mit der weiteſten Kluft endlich wird ſie geſteigert oder geſenkt.

Aber jenſeits der ſeligen Schuldloſigkeit und Unbefangenheit der Jugend, die ſich ſo frei fühlt, weil ſie ſo wenig von der Welt bedarf und begehrt, und jenſeits der gemeinen Menſchen, welchen dort alles Glück ausgeſchüttet däucht, wo die wenigſte Arbeit und der reichſte Genuß iſt, wird noch nach einer andern Freiheit gefragt, wodurch auch die Geiſter ihre Weide haben wollen; und dies iſt eigentlich die Freiheit, worauf wir hier hinſpielen: die politiſche Freiheit im höheren Sinn. Hätten wir ſo wenig verderbliche und einander feindſelige und zerſtörende Leidenſchaften und Bedürfniſſe wie die Kinder, wäre die Natur auch gegen die Menſchen überhaupt ſo liebreich und gütig, als die meiſten Menſchen es in der Regel doch gegen Kinder ſind, ſo hätte das Menſchengeſchlecht von der Wiege bis zu ſeinem Grabe luſtig mit einander hinſpielen und leben können, wie es ihm gefiel; denn die kleinen Hader, die wohl einmal entſtanden wären, hätten ſich faſt immer leicht und unblutig beilegen laſſen. Dann wäre das, was wir im höheren Sinn unter dem Worte politiſche Freiheit verſtehen, nie in einem Menſchenkopfe zu einem Begriffe geworden. Aber die Noth der Natur, die Unbarmherzigkeit der Elemente, der Ungeſtüm und die Wildheit unſerer Gelüſte und Begierden haben auf Erden frühe Unglückliche und Verbrecher, Tyrannen und Knechte geſchaffen und die Menſchen, der ewigen Unſicherheit und unaufhörlichen Wechſel eines ungebundenen Zuſtandes müde, den einige die urſprüngliche Freiheit nennen, haben ſich ſelbſt Geſetze gegeben und ſich mit vielen freiwilligen Banden gebunden, weil ſie ein beſchränktes

Glück mit Sicherheit einer unſicheren Ungebundenheit vorzogen. So ſind die Völker einer ſelbſt gemachten Nothwendigkeit dienſtbar geworden, wodurch den zu kühnen Verbrechen und zu frechen Leidenſchaften die Bahn verengt werden ſollte. Dieſer Zwang, deſſen ein vollkommneres Geſtirn und vollkommnere Weſen freilich nicht bedurft hätten, hat zuerſt den Begriff der Freiheit geboren. Das Wort Unſchuld iſt durch die Schuld und das Wort Freiheit durch den Dienſt in die Sprachen der Menſchen gekommen: um das Geſetz, um das, wodurch der Zwang bedingt iſt, hat ſich die Idee der Freiheit geſammelt und entwickelt.

Der Menſch, wenn er bis auf dieſen Punkt der Entwickelung gekommen iſt, wenn er die ſogenannte urſprüngliche Freiheit bis hieher aufgegeben hat, beginnt nun das Gebiet abzuſtecken, in welchem er ſich noch frei und ungehindert bewegen darf. Grauen vor Gewalt der Natur und vor der ſchlimmern Gewalt ſeines Gleichen machte ihn dem Geſetze dienſtbar. Da er nun das Geſetz freiwillig empfangen hat, wohl wiſſend, daß er eine große und ſchwere Laſt auf ſeinen Nacken nahm, die er künftig oft ſehr drückend fühlen würde, ſo hat er es nur aufgenommen, damit er von den Plagen jenes unbeſtimmten und wüſten Zuſtandes befreit würde, wo er ohne feſte Uebereinkunft mit ſeines Gleichen doch immer rechtlos und ſchutzlos und alſo unglücklich war; er hat ſein Recht und ſeine Richtſchnur geſucht und gefunden.

Da der Menſch den einzelnen Willen — ein hohes Gut, das er nur um höhere Güter aufgeben konnte — gebändigt und drein gegeben hat, ſo verlangt er unerbittlich, daß es keinen einzigen Willen gebe, der über die Uebereinkunft hinaus oder gar gegen die Uebereinkunft etwas vermöge. Er darf hier auch nicht die

geringſte Ausnahme zugeſtehen; denn was für Einen erlaubt und möglich wäre, müßte nach einem ganz gültigen Schluſſe ja auch für Millionen erlaubt und möglich ſeyn: wann der Damm erſt für Bäche durchbrochen iſt, wird er es auch für den Strom werden. Der dem Geſetze unterwürfige Menſch will demnach, daß alle ſich demſelben unterwerfen ſollen, er will, daß der König ſeine Majeſtät erkennen und ihr gehorchen ſoll wie der Bettler. In dieſer Majeſtät des Geſetzes ſetzt er die eigentliche Freiheit. Wo aber nur die geringſte Ausnahme iſt, wo gelehrt werden darf, daß der Herrſcher über dem Geſetze iſt, da nimmt er das Gebiet der Sklaverei an, wie mannigfaltig auch die Abſtufungen vom Beſſeren und Schlechteren oder umgekehrt ſind. Nach hundert Zufälligkeiten, nach der Beſchaffenheit jedes Landes und der Eigenthümlichkeit jedes Volkes können die Geſetze ſelbſt, welche Menſchen ſich geben, auch die verſchiedenſten ſeyn, ſtrenger oder milder, vollkommener oder unvollkommener; doch wird nach ihnen die Freiheit nicht gemeſſen, ſondern nach dem allgemeinen Gehorſam, womit jeder unter denſelben gebunden iſt: und mit Recht halten die Menſchen, welche ſich auf Freiheit verſtehen, den Staat beſſer und glücklicher, wo ſchlechten Geſetzen ohne Ausnahme gehorcht wird, als jenen andern, wo Eigenmacht oder Muthwille gute Geſetze nur zuweilen überſchreiten dürfen.

Der eigentliche Begriff politiſcher Freiheit iſt alſo: Höchſte und ausnahmenloſe Herrſchaft des Geſetzes *); denn nur wo dieſe Herrſchaft wirklich iſt,

*) Man könnte ſagen, dieſe Beſchreibung der Freiheit ſey zu eng, und ſie hätte heißen ſollen: Freiheit iſt der

kann der Mensch sein Leben so einrichten, daß er durch strengen Gehorsam nichts zu fürchten und sich vor kei-

---

Zustand der menschlichen Gesellschaft, wo solche Gesetze herrschen, welche die größte leibliche Sicherheit und das größte leibliche Wohlseyn mit der höchsten geistigen Entwickelung und dem höchsten geistigen Wohlseyn verbinden, und wo diese Herrschaft allgemein ist. Ich aber behaupte, die Breite ist nicht nöthig.

Ueberflüssige Gesetze, welche die menschlichen Kräfte ohne Noth beschränken, und schädliche Gesetze, welche sie unterdrücken, werden von selbst verschwinden, wenn ihnen von allen ohne Ausnahme gehorcht werden muß; denn dann haben sie für niemand Vortheil. Solche sind durch Herrschaft und Habsucht erfunden, sie entstehen und werden vervielfältigt, wo Einer oder Mehrere außer und über dem Gesetze stehen. Der gesunde Verstand und das richtige Gefühl der Menschen werden, wenn kein Einziger ist, der Vortheil dabei hat, daß das Ueberflüssige und Schlechte bleibe, immer erschaffen was allen nützt und wegschaffen was allen schadet. Die alten Völker nannten jeden Zustand der politischen Gesellschaft Tyrannei, wo der Herrscher oder die Herrscher (wann es Aristokratie, Oligarchie oder Ochlokratie war) nur das Geringste vermogten über das Gesetz hinaus oder neben dem Gesetze hin. Solche Herrscher hießen Tyrannen. Es konnten die freundlichsten, mildesten und gerechtesten Menschen seyn; sie waren mit Haß beladen, wenn sie nicht so gerecht waren, sich unter das Gesetz zu stellen und das Gesetz für den einzigen rechtmäßigen Tyrannen und Despoten zu erklären: niemand vertraute denen, welche auch die Macht hatten, das Böse und Ungerechte zu thun. Der Name Tyrann ist in die abendländischen Sprachen übergegangen, worin er nicht mehr auch den milden Gewaltherrscher bezeichnet, sondern bloß den, dessen Gemüth sich zur Ungerechtigkeit und Grausamkeit neigt.

nem einzelnen Willen zu beugen hat: welche Beugung, ſelbſt wenn ſie innerhalb der Verbeugungen ſtehen bleibt, das bitterſte Leid iſt, was einem ſtolzen und muthigen Herzen widerfahren kann. Außer dieſer hohen politiſchen Freiheit ſpricht man häufig noch von einer höheren, von der ſogenannten geiſtigen Freiheit, und auch über dieſe muß hier Einiges gewinkt werden.

Die Guten und Redlichen, wann ſie klagen, daß es auf dieſer unvollkommenen Erde nicht ſo iſt, wie es nach dem der Menſchenbruſt von Anbeginn eingepflanzten Bilde der Gerechtigkeit ſeyn ſollte, wann ſie klagen, daß Habſucht, Schmeichelei, Lüge und Sklavenſinn oft alle Geſetze umgehen oder durchbrechen, kurz wann ſie klagen, daß der Stolz und die Freiheit todt und der Eigennutz und die Knechtſchaft recht lebendig ſind, werden von vielen mit der Antwort abgewieſen: „Ihr klagt „thörigt; wer kann dem Menſchen die Freiheit nehmen? „die Freiheit nämlich, welche allein dieſen Namen ver„dient, die geiſtige Freiheit? Freilich die Theilnahme an „den Geſetzen und an der Geſetzgebung kann der Deſ„potismus euch abſchneiden, auch das Sprechen kann er „euch theuer machen durch Cenſuredikte und durch heim„liche Späher, die mit dem Verdachte und der Anklage „allenthalben lauſchen, aber das Denken kann er euch „nicht verbieten.

So oder auf eine ähnliche Weiſe hat man viele antworten gehört; ſie können mit ſolcher Antwort wohl die Perſon, aber nicht die Sache abfertigen. Denn der gewöhnliche Spruch: Alles mag ein Tyrann dem Menſchen verbieten, nur nicht das Denken, dieſes hat Gott frei gelaſſen, hält nur bis zu einem gewiſſen Punkt Stich. Wir wiſſen, daß es bei

dem ſklaviſcheſten Zuſtande der Geſellſchaft einzelne Wortklauber und große Schriftgelehrte gegeben hat; ſolche ſah man nach dem Untergange der griechiſchen Freiheit an den Deſpotenhöfen von Alexandrien, Antiochien und Pergamus, aber das arme unterdrückte Volk dachte nicht mehr mit, und deswegen fehlte den Rednern, Weltweiſen, Gelehrten und Künſtlern jene erhabene Einfalt und kühne Würde und Hoheit der Seele, welche ſterbliche Werke mit dem Zeichen der Gottähnlichkeit ſtämpeln. Deswegen iſt auch keine geiſtige Freiheit im höheren Sinn, wo die politiſche Freiheit fehlt. So iſt der Menſch einmal geboren, daß er äußeren leiblichen Reiz haben muß, damit das Innere Geiſtige in ihm lebendig werde und bleibe. Wo eine freie Verfaſſung iſt, d. h. wo das Geſetz am höchſten herrſcht, da findet ſich dieſer Reiz. Für die heilige Hut dieſes Geſetzes ſind die Beſten und Geiſtvolleſten im Volke immer gerüſtet, und die Staatskräfte, die mit verſchiedenen Vortheilen auf einander drücken und mit einander kämpfen, unterhalten einen fröhlichen Kampf, der alle Geiſter des Volkes erfriſcht und bis zu den unterſten Klaſſen durchdringt, ſo daß alle ihr Geſetz kennen und anerkennen. Dieſe allgemeine Theilnahme des Volkes an den politiſchen Verhandlungen, wie ſie z. B. in England iſt, kann man die Theilnahme aller an der Geſetzgebung nennen; denn wenn auch nicht alle unmittelbar daran Theil haben, (was ſie nicht ſollen, weil das eine polniſche Anarchie geben würde) ſo iſt jene mittelbare Theilnahme, daß ſie nämlich mit den Herzen billigen oder verwerfen, was die höchſten Gewalten oder was ihre Stellvertreter thun, ein großes Ding. Dieſes große Ding giebt allen Kraft, Seele und Zunge. Wenn aber das Geſetz nicht am höchſten herrſcht, wenn

einer oder mehrere ſind, die über dem Geſetze ſtehen oder ſich außer dem Geſetze geſtellt haben, ſo fehlt die Luſt, den Geiſt zu üben, und das Wetter, das Schauſpiel, die Mädchen, ja Kapaunen und Rehkeulen und Weine ſind endlich die größten Gegenſtände der Gedanken des reizloſen und dumpfen Geſchlechtes; wenn es vollends eine Macht giebt, die es gar zum Verbrechen macht, über andere Gegenſtände als ſolche zu ſprechen oder zu ſchreiben, wenn der bezahlte Hiſtoriograph und Hofpoet oder ein lügender Schmeichler und nach Orden und Jahrgeldern ſchnappender Ankläger die erſten Geiſter genannt werden müſſen, und gelobt werden, weil ſie loben, ſo ſchwimmen in dem faulen und ſtinkenden Todtenmeere der Knechtſchaft und Schande endlich Nerone und Domitiane und Vierzehnte Ludwige in Wolluſt und Blut oben, und unten kriecht ein verthiertes und verdummtes Menſchengeſchlecht in fürchterlicher Stummheit und Leerheit, welche der Hofpoet als Glückſeligkeit beſingt, und brummt nur zuweilen wohlgefällig, wann es ſich ſatt gefreſſen hat.

Alſo unſre Freiheit heißt Herrſchaft des Geſetzes, damit ein würdiger Kampf ſey für die Beſchützung und Erhaltung des Geſetzes, damit alle durch die Theilnahme an dem öffentlichen Leben das Geſetz kennen und anerkennen, damit die Geiſter dadurch lebendig und friſch erhalten und gereizt werden zu jeder edlen Kühnheit, zu jeder hohen That und zu jedem ſchweren und unſterblichen Werke. Durch etwas Großes und Gemeinſames, was allen nah liegt, müſſen die Menſchen zum Reden und zum Denken erweckt werden. Denn Reden und Denken iſt Eins, und wer das Sprechen verbietet, verbietet auch das Denken; die Lippe iſt der Wetzſtein des Geiſtes, über die Lippe muß der Gedanke oft hin und her laufen, damit er Glanz, Farbe und Geſtalt ge-

winne. Ein im Innern verſchloſſener und durch Deſpoten und Spione zurückgeſcheuchter Gedanke iſt eine Sonne und ein Blitz hinter düſtern Wolken; die Zunge muß gelöſt werden, damit der Gedanke wärmen und leuchten könne: immer verſchloſſen erkaltet er allmählig und ſtirbt. Der Tag bricht an und der Menſch ſpricht. Dies iſt ſo ſehr Ein Wort und Eine Bedeutung, daß die ganze ſchöne Welt Gottes wüſt, todt, dumm und ſtumm wird, wann beide nicht mehr hervorbrechen dürfen; denn die Sprache iſt die geiſtige Sonne auf Erden und muß zuweilen auch der geiſtige Blitz ſeyn.

Wir fanden bei der Betrachtung deſſen, was unter dem Worte Gleichheit verſtanden und begriffen wird, daß die urſprüngliche Idee dieſer Gleichheit dem menſchlichen Gemüthe ſo eingepflanzt ſey, daß alle Menſchen gleichen Genuß der Erde und der Freude hätten. So hat Gott dem Menſchen ſein Paradies gepflanzt, ſo ſind die goldenen und ſaturniſchen Zeitalter einſt geweſen und ſpäter als Fabeln der Dichter geglaubt worden, jene Zeitalter, wo die Menſchen ohne Krankheit und ſchwere Sorgen und Arbeiten Jahrhunderte fortlebten, wo die wilden Leidenſchaften der Habſucht und Wolluſt noch nicht wütheten, wo freundliche Güte und Milde vor Hader bewahrte, wo kein Todtſchlag und kein Krieg war, und wo die Lebenden glaubten, daß die Geſtorbenen, weil ſie noch ſo rein und glücklich waren, unmittelbar zu den Sitzen der Götter aufſtiegen und von ihnen herab als Engel und Schutzgeiſter den ſpäteren von jener Reinheit und Glückſeligkeit immer mehr ausartenden Geſchlechtern beiſtanden. Aber dieſe Gleichheit hat auf Erden nicht bewahrt werden können und iſt auch nirgends mehr möglich zu machen; für die Verſtändigen,

welchen Narrheit und Verbrechen nicht gefallen, die aus ſo thörigtem Streben folgen müßten, als das Streben nach ſolcher Gleichheit ſeyn würde, hat die Gleichheit endlich den Begriff bekommen, daß das Geſetz, der Schirmer und Strafer, allé gleich richten ſoll. Obgleich dies nun ſo iſt und wegen der Verhältniſſe und Anlagen und Triebe der Natur und des Menſchen nicht anders ſeyn kann, ſo ſind doch große und weiſe Männer geweſen, welche darauf geſonnen haben, die Gleichheit des Beſitzes und der Freude den Sterblichen durch eine ſtrenge und feſte Geſetzgebung ſo zuzutheilen, daß der Unterſchied des Glücks und der Glücksgüter der Bewohner eines Landes nicht zu ungeheuer würde: ſie haben wenigſtens eine Annäherung zu jener urſprünglichen Gleichheit geſucht, die jetzt eine idealiſche Gleichheit ſcheint. Sie waren zu weiſe Männer, als daß ſie nicht begriffen hätten, daß die Ordnung der Natur, die man auch eine Ordnung der Nothwendigkeit nennen könnte, ſich nicht willkührlich verrücken laſſe; aber ſie meinten, es laſſen ſich gegen die Gewalt des Zufalls und gegen die menſchliche Willkühr, daß ſie ſich nicht zu viel erlauben, durch das Geſetz eherne und unzerbrechliche Riegel vorſchieben, es laſſe ſich etwas ſetzen, wodurch Glück und Unglück ein zu freches Würfelſpiel mit den armen Sterblichen zu ſpielen gehindert würden: **Die weiſeſten und berühmteſten Völkerſtifter und Geſetzgeber des Alterthums haben ihre Staaten auf Ackergeſetzen gegründet.** Das wußten ſie, daß ſie Natur und Glück nicht binden konnten, daß ſie die menſchlichen Kräfte und Anlagen nicht ſo binden durften, daß der Geſchwinde mit dem Lahmen, der Starke mit dem Schwachen, der Kluge mit dem Dummen, der Faule mit dem Fleißigen durchaus Eine gleiche Bahn des

Glücks laufen müßte; aber dahin haben sie gestrebt und das haben sie zum Theil erreicht, daß wenigstens ein großer Kern ihres Volkes durch die Verfassung selbst in einem gewissen tüchtigen und mittelmäßigen Zustande des ungefähr gleichen Wohlstandes erhalten wurde. Sie wollten vorzüglich dem Unglück vorbeugen, wodurch die Staaten endlich unvermeidlich untergehen, daß nicht einige Wenige durch Glück und Geschicklichkeit zuletzt allen Besitz an sich rissen und die große Masse des Volks zu bloßen Knechten und Tagelöhnern dieser wenigen Reichen erniedrigt würden. Sie hatten hiebei zwei Dinge am meisten ins Auge gefaßt. Erstlich meinten sie, — und welcher Verständige meinet das nicht mit ihnen? — in den Klassen des Volks, die eine gesicherte mittelmäßige Wohlhabenheit haben, werde Tugend und Redlichkeit, um deren willen doch jeder Staat gegründet gedacht werden soll, am reinsten und treuesten erhalten; und zweitens wußten sie, das Vaterland könne keine muthigere und zuverlässigere Vertheidiger haben als diejenigen, welche Arbeit und Beschäftigung nicht in Weichlichkeit versinken ließen und welche mit ihrem Vermögen so an dem Lande festgewachsen saßen, daß sie es in Zeit der Gefahr nicht wie Wechsler und Lombarden einpacken und in sicherere Orte tragen konnten.

Ein großer Mann ist hier vor allen andern zuerst zu nennen, nämlich der Träger des Alten Testaments der Seher und Mann Gottes, Moses. Je mehr man das Werk seiner Gesetzgebung betrachtet, desto mehr muß man seine tiefe Weisheit und seinen alle Verhältnisse der Gesellschaft umfassenden Blick bewundern. Der Staat, den Moses stiftete, war eine Theokratie, aber sehr weit von der Unterdrückung und Sklaverei. Der weise Gesetzgeber hatte das Land berechnet, das von den

Kindern Iſrael erobert und beſetzt werden ſollte, und hatte in dieſer Berechnung jedem Stamme nach ſeiner Volkzahl ſein Gebiet zugetheilt. Aber weil ſein Entwurf nicht ausgeführt wurde, weil einige Stämme zu frühe zum Beſitz des Ihrigen kamen und ſich bald der Ruhe und Faulheit überließen und den andern, die ihr volles Erbtheil noch nicht hatten, mit den Waffen in der Hand nicht dazu halfen; weil unter den verſchiedenen Stämmen auch bald Eiferſucht einriß; und weil auf Joſuah nicht ſogleich ein kriegeriſcher Anführer folgte — ſo haben Moſes große Ideen nie völlig zum Leben gelangen können, da der politiſche Staatsleib, worauf er bei ſeinem Entwurf gerechnet hatte, nie ganz ward. Und deswegen iſt der moſaiſche Staat früh zerſpaltet, dann wegen ſeiner Zwietracht und weil er die Küſten und den Libanon nach Moſes Plan nicht erobert und beſetzt hatte in den Kriegen neidiſcher Nachbarn und mächtiger fremder Eroberer Jahrhunderte lang hin und her geworfen, darauf unterjocht und zinsbar, und endlich bald nach dem Anfange unſerer Zeitrechnung gänzlich ausgelöſcht worden.

In dieſer moſaiſchen Geſetzgebung war der Stamm der Leviten, zu welchem der Mann Gottes ſelbſt gehörte, ein mit vielen Vorrechten begabter und gleichſam adlicher Stamm. Aber das übrige Volk war nicht vergeſſen. Moſes hatte das ganze Land ſtammweiſe eingetheilt, und allen freien Männern jeder Familie war in jedem Stamme ihr Loos oder Erbe an Land zugetheilt worden. Dieſes Loos Land war unveräußerliches Staatslehen und mußte bei der Familie, der es zugetheilt war, von Geſchlecht zu Geſchlecht bleiben. Beſonders aber lag das in dem Plane des Geſetzgebers, daß nicht mehrere Looſe unter Einem Beſitzer zuſammenkommen

und auf dieſe Weiſe eine zu groſſe Ungleichheit des Landbeſitzes entſtehen ſollte. Man kann dies alles in ſeinen Büchern von den Geſetzen und Ordnungen der verſchiedenen Stände weiter nachleſen, vorzüglich aber iſt das Buch Ruth darüber ein Kommentar mit ſtehenden Lettern. Wie ſehr Moſes Geſetzgebung, überhaupt die Freiheit, begünſtigte, erweiſt nichts mehr als ſein treffliches Geſetz von dem Halljahre, welches je alle fünfzig Jahre alle verpfändeten Grundſtücke dem alten Beſitzer wiedergab und jenes andere Geſetz, das denjenigen, der einem andern ſeine perſönliche Freiheit verpflichtet oder verkauft hatte, in jedem ſiebenten Jahre wieder zum eigenen Herrn ſeines Leibes machte.

Die Verfaſſung von Kreta und die, wie die Alten uns erzählen, nach ihr gemodelte lykurgiſche Verfaſſung Spartas waren gleichfalls auf ſtrenger Eintheilung der Grundſtücke unter eine dem Staate angemeſſene Zahl freier Bürger gegründet. Und Sparta ſtand gewaltig in ſeiner rauhen und freilich nicht liebenswürdigen Tugend, bis Habſucht und Ueppigkeit nach Ageſilaus die alte Ordnung ganz durchbrachen. Auch Athen und mehrere Staaten Groſsgriechenlands hatten Geſetze, die ſich dieſen annäherten. Die Alten fürchteten überhaupt das Zuſammenhäufen groſſer Güter und Beſitzungen in wenigen Familien als der Tugend und Freiheit der Bürger gefährlich; denn wo wenige Männer mit ungeheuren Reichthümern ſind, findet man in der Regel eine Menge blutarme Menſchen. Sie fürchteten mit Recht, es würde aus dieſen ein Pöbel werden ohne Gefühl für Vaterland, Freiheit und Tugend, der weder fremden Angreifern noch einheimiſchen Vergewaltigern widerſtehen könnte. Man kann ihnen hierin wohl nicht Unrecht geben. Auch haben mit dieſen Geſetzgebern oder vielmehr

nach dieſen Geſetzgebern die geiſtreichſten und edelſten Männer des Alterthums, welche über Geſetze und Verfaſſungen geſchrieben haben, allgemein den Grundſatz angenommen, daß der Staat, der wohl und gerecht geordnet und ſicher gebaut heißen ſolle, gute Acker- oder Feldgeſetze haben müſſe, d. h. ſolche, wo nicht zu große Grundſtücke von einem Einzigen beſeſſen und mäßige Güter nicht in zu kleine Theile unter mehrere zerſtückelt werden durften. — Wie dieſer große Gegenſtand bei den Kämpfen zwiſchen den Patriciern und Plebejern in Rom weiland zur Sprache kam und wie um die Vertheilung der eroberten und dem Staate zinsbaren Ländereien oft blutig geſtritten worden, und wie der Geiz der alten römiſchen Geſchlechter, der ſich das Beſte und Meiſte von dieſen Staatsgütern mit eigenmächtiger Willkühr zugetheilt hatte, die übrigen freien Bürger gar nicht zum Mitbeſitz laſſen wollte — darüber haben wir in Niebuhrs römiſcher Geſchichte durch die lichtvolleſten und tiefſten Unterſuchungen zuerſt Tag erhalten.

Bei den neueren Völkern finden wir die Verfaſſungen nirgends als ein feſt in einander greifendes und aus der Idee großartig zuſammengebautes und zuſammengehängtes Kunſtwerk gegründet, wie dies bei Moſes, Lykurgus und mehreren großen Geſetzgebern des Alterthums offenbar der Fall war. Bei uns iſt es eben geworden, wie es hat werden können, viele mögten ſagen, wie der Zufall es gewollt hat. Das ſagen wir aber nicht, obgleich wir nicht läugnen können, daß die neuen Völker, auch nachdem ſie beſſere Einſicht erlangt hatten, ſich mehr als recht vom Ungefähr haben treiben laſſen. In die Geſetze und Verfaſſungen der letzten fünfzehnhundert Jahre hat eine gewaltige Macht mithineinge-

ſpielt, welche den Alten fehlte, die milde und menſchliche Majeſtät des Chriſtenthums, welche vieles ergänzt hat und bis dieſen Tag ergänzt, was darin Unvollſtändiges und Unzuſammenhängendes ſeyn mag, und welche die Wüſtheit und Grauſamkeit aller habſüchtigen Triebe der menſchlichen Natur im Allgemeinen doch auf eine wunderſame Weiſe gebrochen und gemildert hat. Wie dieſe himmliſche und göttliche Kraft des Wortes von der Liebe und Warmherzigkeit gleichſam als ein unmittelbarer Hauch und Athem von dem Herrn, die Empfindung der ganzen Welt durchdrungen und alles mit einem zarteren und geiſtigeren Leben und Streben beſeelt und die trotzige und ſtolze Tugend der Heiden zu Sanftmuth und Demuth gebeugt und zugleich die meiſten Anſichten und Verhältniſſe des Lebens und des Staates verändert hat — was ſoll ich hier weitläuftig aufzählen, was wir alle wiſſen, oder wovon wir auch ohne Wiſſen von ſelbſt ſchon innerlich überzeugt ſind? Ich wiederhole hier nur, was ich anderswo ſchon geſagt habe, daß die Staaten des Alterthums, wie trefflich ihr Grundbau auch ſeyn mogte, deswegen nicht viele Jahrhunderte überdauern konnten, weil ſie von Anfang an einen Todeskeim des Gräuels und Verderbens in ſich trugen, die Sklaverei, worauf als auf einem morſchen Pfeiler die trotzige und oft grauſame Freiheit der Freien mit ruhete. Durch dieſes Grundübel giengen die meiſten Staaten der Heidenzeit geſchwinderen Schrittes zum Untergange, als ſie gethan haben würden, wenn ſie dieſe unſelige Beimiſchung nicht gehabt hätten. Das Chriſtenthum hat freilich ſelten einen ſo ſtolzen politiſchen Schein von ſich geſtrahlt als jenes Heidenthum, aber es hat die Völker und Staaten mit ſanfterer und faſt immer mit ſichererer Hand ge-

führt, und, indem es die Leidenſchaften und Triebe der Menſchen bändigte, hat es oft auch die zu reißende Bewegung, ich möchte ſagen den zu geſchwinden Ablauf, der Staatsmaſchine aufgehalten.

Wie geſagt, die Verfaſſungen der neueren Staaten im Gegenſatze gegen diejenigen Staaten des Alterthums, deren Geſchichte uns beſonders anziehend und lehrreich iſt, haben ſich mehr ſo von ſelbſt gemacht, was man gewöhnlich ſich ſo von ſelbſt machen nennt, als daß ſie nach dem feſten und in der Zuſammenſetzung ſeiner Theile genau abgemeſſenen Entwurf eines Geſetzgebers gemacht wären. Bei einem ſolchen Sichſelbſtmachen zeigen die Völker am beſten, was ſie werth ſind und was von urſprünglicher Anlage zur Freiheit und Geſetzlichkeit in ihnen iſt. Unſre Vorfahren, die Germanen, offenbaren ſich da von dem Anfange ihrer bekannten Geſchichte als ein edles und freies Volk. Sie hatten Fürſtengeſchlechter und Leibeigene. In ruhigen Sitzen bewohnten ſie das Land, nach gleichem Maaße des Ranges und der Bedürfniſſe unter ſie getheilt; doch ſo daß alle den Fürſten und Vornehmſten, welchen ſie im Kriege folgten, Ehrengeſchenke gaben und daß die Leibeigenen gegen Abgaben von Vieh und Getraide an die Freien Zinshöfe bewohnten, deren Grund nicht ihnen gehörte. Tacitus ſagt uns ausdrücklich im 26. Kapitel ſeines Büchleins über Germanien, daß ſie nach der Zahl der Köpfe der Ackersleute (pro numero cultorum) und nach der Würde theilten, wann ſie neue Strecken Land unter den Pflug nahmen. So ward für eine billige Gleichheit des Beſitzes geſorgt.

Auf die Weiſe, wie ſie es daheim in dem eigenen Lande hielten, wann neues Ackerland unter Dorfſchaften

oder Gemeinden zu vertheilen war, hielten ſie es ſpäterhin auch, als ſie im fünften und ſechsten Jahrhundert als Eroberer über die Donau und den Rhein gen Süden und Weſten oder auf Schiffen gegen die Inſeln zogen. Die Eroberer theilten die mit dem Schwerdte gewonnenen Länder und die Bewohner derſelben unter ſich, ſo daß von dem Fürſten bis zu dem unterſten Freien, der ihm gefolgt war, jeder nach dem Maaße ſeiner Anſprüche oder ſeiner Bedürfniſſe ſein gebührendes Loos erhielt. Dieſe Germanen arteten aber nun bald aus, weil ſie in den alten Einwohnern der eroberten Länder zu viele und zu kluge und verdorbene Sklaven bekamen. Wie das Gemüth dadurch verdorben ward, verlor auch die Freiheit ihre Kraft, die ohne Tugend nie beſteht, und bald entwickelte ſich eine eigenthümliche Art eines unfreien Zuſtandes, welchen viele Knechtſchaft genannt haben. Dieſer in vielen Abſtufungen und oft mit den ſeltſamſten Verſchiedenheiten in einander verzweigte und verflochtene Zuſtand einer vielfältig gebundenen Unfreiheit iſt das Lehnweſen genannt worden, das auch Feudalweſen heißt.

In dem eigentlichen Germanien, in dem Lande, was wir jetzt Teutſchland nennen, hatte ſich in den Gegenden, wo fremde Völker entweder gar nicht oder doch nur eine gar kurze Zeit gehauſt hatten, die Einrichtung am beſten erhalten, welche urſprüngliches Gefühl von Recht und natürliche Billigkeit bei der Vertheilung der Ländereien gemacht hatten. Dieſe glücklicheren Gegenden waren die Mitte des teutſchen Landes und der Weſten zwiſchen dem Rhein und der Elbe, jener glänzende Schauplatz der gewaltigen Römerkriege, aus welchen unſere Altvordern ſo ſiegreich geſchieden waren. Was von Ger-

manien jenſeits der Elbe nördlich und jenſeits der Elbe und des Fichtelberges öſtlich liegt, war von Wenden *) (Slaven an den Küſten) und Slaven ſehr angefreſſen und mit ſeinen früheren Verhältniſſen zerrüttet; was über der Donau, zwiſchen Donau, Alpen und Adriatiſchem Meere lag, war zuerſt von den Römern dann von Slaven, Avaren, Magyaren hart mitgenommen und zerrüttet worden. Auch iſt in den Ländern, wo die Slaven Jahrhunderte gehauſt haben und wo zum Theil noch bedeutende Reſte von ihnen ſitzen, die Freiheit der kleinen und mittelmäßigen Grundbeſitzer nie wieder geworden, was die frühere germaniſche war. Wenige kleine Freie ſind dort geblieben oder haben ſich dort ſpäter wieder erhoben; die meiſten Bauern und bäuerlichen Menſchen ſchmachteten da bis auf die letzten Zeiten entweder in einer armſeligen Abhängigkeit oder gar in einer traurigen Leibeigenſchaft: ſo ſehr hatte der Sinn und die Art eines fremden Volks das Germaniſche zerſtört oder verſchlechtert. Die Länder, die ich meine, ſind Krain, ein Theil von Steiermark und Oeſtreich, Mähren, Böhmen, Schleſien, die Lauſitz, die Marken, jenſeits der Elbe, Pommern und Mecklenburg.

Aber auch jene glücklicheren Gegenden Teutſchlands in der Mitte und im Weſten des Vaterlandes, welche ich eben angegeben habe, konnten ſich dem Geiſte der Verſchlechterung und Verſchlimmerung, dem Geiſte des Böſen und des Uebels, nicht erwehren, der von den Nachkommen der alten ausgewanderten Germanen aus den ſüdlichen von ihnen eingenommenen und germani-

*) Veneti am adriatiſchen Meere, Veneti in Gallien an den Küſten, Vandali, Veneti an der Oſtſee (Germanen, dann Slaven) — von Wand. Watten etc. Meer, Waſſer.

ſiten Ländern auf ſie zurückwirkte. Hier müſſen vorzüglich die Franken genannt werden, welche, nachdem ſie Gallien erobert, die Weſtgothen faſt ganz über die Pyrenäen getrieben und das Reich der Burgunder zerſtört und ihnen unterworfen hatten, ihre Macht auch die alten Brudervölker jenſeits des Rheins fühlen ließen. Unter dem mächtigſten der Frankenkönige aus dem Hauſe Pipins von Herſtall, unter Karl dem Großen wurde das letzte unabhängige Germanenvolk, das große und mächtige Volk der Saſſen oder Sachſen, nach einem dreißigjährigen blutigen Kampfe mit dem weiten Frankenreiche verbunden. Nach Karls Tode löſten ſich freilich die ſtraffgezogenen und ſtraffgehaltenen Zügel der Herrſchaft unter ſeinen ſchwachen Nachfolgern, die nach ihm noch ein Jahrhundert in Teutſchland regierten, auch löſte ſich Teutſchland (das Land dieſſeits der Alpen, Ardennen und Vogeſen) ſelbſt von dem zu weiten Frankenreiche, und ward ein eigener Staat für ſich; aber ſeine Schickſale die nächſten anderthalb Jahrhunderte waren unluſtig unter ſchwachen und ohnmächtigen Herrſchern und unter Stürmen und Einfällen wilder und roher Völker, welche von Oſten und Norden es zu erſchüttern und zu verwüſten kamen. Und ſo viel hatte in ein paar Jahrhunderten der Verbindung die Art und Einrichtung des Frankenſtaates und Beſehl und Beiſpiel gewirkt, nebſt neuen Weltverhältniſſen und veränderter Staatsordnung, daß die Freiheit der kleinen und mittelmäßigen Grundbeſitzer, die man, wie man will, freie Bauern oder kleine Edelleute nennen kann und worauf Germaniens alte Freiheit und Wehrhaftigkeit gegründet geſtanden hatte, mehr und mehr unterdrückt und gebunden war. Es hatte ſich das fränkiſche Lehnweſen eingeſchlichen, wenige kleine Männer waren frei geblieben zu einer Zeit, wo

ſo viele mächtige unfrei werden mußten; eine mehr oder weniger feſſelnde und drückende Abhängigkeit und Hörigkeit, die von der ſchlimmſten Leibeigenſchaft bis zur leidlichen Pflichtigkeit hundert verſchiedene Stufen, Arten und Namen hatte, umfaßte die Enkel des Volkes, deſſen Boten, wie einige dafür halten, jenem Alexander von Macedonien geſagt hatten, daß es ſich nur fürchte, wann der Himmel einfalle.

Mehrere Jahrhunderte lag der größere Theil der kleineren Landbewohner, die Bauern, tief verſunken in Abhängigkeit und an manchen Orten des Vaterlandes in unwürdiger und jammervoller Sklaverei. Dieſe Unterdrückten, dieſe armen Leute, wie die Rechtloſen genannt wurden, waren nicht blos Abkömmlinge jener Leibeigenen, die ſchon zu Cäſars und Tacitus Zeiten in Germanien waren, ſondern es waren auch die Enkel ſolcher Männer darunter, die unter Arioviſt und Hermann und Wittekind als die Freieſten und Beſten gegen die Knechtſchaft gefochten hatten. Ihre ſchlimmſte Zeit war die vom neunten bis zum zwölften Jahrhundert: ſeit der Mitte des zwölften Jahrhunderts wirkten viele Weltverhältniſſe und Begebenheiten, ihr Joch zu mildern; viele arbeiteten ſich in den folgenden Jahrhunderten wieder zu einem leidlicheren und menſchlicheren Zuſtande durch, doch hingen die meiſten bis ins neunzehnte Jahrhundert, in dieſes Jahrhundert, hinein noch von mancherlei Banden des Feudalweſens umſtrickt. Die letzten Jahre haben dieſe Bande in den meiſten Gegenden des Vaterlandes nicht eben ſanft aufgelöſt, ſondern gewaltſam zerriſſen: es giebt jetzt nicht viele teutſche Lande mehr, wo das Lehnweſen noch in ſeiner Fülle blüht.

Man ſagt und man lieſt es in hundert Büchern, das wunderſame und ſo ſchwer beſchreibliche Ding, was

man ſpäter Lehnweſen nannte, ſey eine ganz natürliche Entwickelung geweſen aus den Keimen, die in der älteſten teutſchen Verfaſſung lagen, wie ſie uns von Tacitus beſchrieben wird, nichts weiter als eine weitere Ausbildung des Gefolges (Comitatus), wo ein tapferer Fürſt oder Edler ſich durch ſeine Großthaten eine Menge kampfluſtiger Freien nachzog, welche Schirm, Ehre und Beute bei ihm ſuchten, und deren Enkel ſpäterhin ganz natürlich ſeine Vaſallen und Mannen wurden. So weit läßt es ſich allerdings erklären, aber wie ein ſolches Verhältniß oder nur wie das Beiſpiel und Gleichbild eines ſolchen Verhältniſſes in ſpäteren Zeiten faſt bis zur allgemeinen und ſchändlichſten Knechtſchaft die Menſchen, die weiland frei waren, herabdrücken und herabwürdigen konnte oder vielmehr durfte, das begreift man daraus wahrlich nicht. Und da man es nicht begreift, ſo hat man Recht, es nicht zu glauben, bis darüber beſſere Beweiſe gegeben werden, als die ſind, welche man gewöhnlich dafür anführt. Denn ein ſolcher Comitatus, wie der von Tacitus beſchriebene, findet ſich faſt bei allen nicht ſlaviſchen Völkern der Erde, wann ſie ungefähr auf der Stufe der menſchlichen und politiſchen Bildung ſtehen, worauf unſre Vorfahren im erſten chriſtlichen Jahrhundert ſtanden. Ich muß hingegen nach meiner geſchichtlichen Anſicht durchaus behaupten, daß dieſes Feudalweſen, welches in ſeinen Anfängen ein arges Unweſen und auch in den ſpäteren Zeiten eben noch kein liebenswürdiges Weſen geweſen iſt, ſich aus der Miſchung des Romaniſchen und Germaniſchen gebildet hat. Frankreich, Italien, Hiſpanien das ſind die Länder, wo es groß gewiegt worden; von da iſt es uns und andern germaniſchen Völkern als ein Uebel eingeimpft worden. Ich führe meinen Beweis.

Schweden und Norwegen ſind ächte germaniſche

Länder, die Schweden und Normänner ſind ächte Germanen, wenn man die Bewohner der Thäler, welche wahrſcheinlich Brüder der alten Skoten und Iren ſind, und einige hie und da zerſtreute Finnen ausnimmt, die aber in der Maſſe der beiden Völker einen gar unbedeutenden Theil ausmachen. Die Schweden und Normänner haben früher den germaniſchen Comitatus gehabt zu Lande und zu Waſſer; tapfere und freie Männer hatten ſich den Befehlen tapferer Führer in allen Gefahren auf Noth und Tod untergeſtellt; große Tugend, Klugheit und Herrſcherkraft haben die Menſchen hier gezogen, wie ſie dieſelben in der ganzen Welt ziehen: ſo weit iſt an den nordiſchen Fjäll und am Mälare und an der gothiſchen Elbe der Germane ſeinem Bruder an der Weſer und am Rhein gleich geweſen. Aber Schweden und Norwegen hat bis dieſen Tag keine Spur vom Lehnweſen gehabt. Dieſe Länder ſind ſehr lange in der ächten germaniſchen Art und Weiſe geblieben. Die Grundſtücke waren unter alle freie Männer zu gleichem Recht vertheilt und von freien Männern bebaut. Leibeigene, ſogenannte der Erdſcholle Angewachſene oder Angeſeſſelte, welche das Land bebaueten, hat es dort nie gegeben. Bauern, die auf Adels- oder Krongütern wohnten und in Geld oder in Erzeugniſſen des Bodens oder in Dienſten ihren Zins abtrugen, ſind von jeher bis auf dieſen Tag als freie Pächter angeſehen, die, wenn ſie den Vertrag aufgekündigt haben, ziehen können, wohin ſie wollen. Freilich haben Schwedens Könige ſeit Magnus Scheunenſchloß, der am Ausgange des dreizehnten Jahrhunderts lebte, eine Art Adel zu ſchaffen angefangen nach dem Muſter des teutſchen Adels, wovon ſeit jener Zeit viele als Söldner nach dem Norden kamen, und ſpätere Herrſcher haben dieſen Adel weiter ausgeſtäm-

welt, freilich haben ſie den adlichen Hauptgütern und Herrenſitzen auch gewiſſe Vorrechte und Steuerfreiheiten bewilligt; aber nie hat der ſchwediſche Adel leibeigene Bauern oder abhängige Lehnbauern unter ſich gehabt, und jene Vorrechte und Steuerfreiheiten, die er ſich gegen Schwedens Geſetze unter ſchwachen Regierungen erſchlichen hatte, hat er in den letzten fünfundvierzig Jahren faſt alle durchſtreichen laſſen müſſen. Ich kehre immer mit einer frohen Erinnerung nach dem Norden zurück, wenn ich über die künftigen Schickſale der Völker und über das Glück oder Unglück der Länder nachdenke, welche durch die verſchiedenen Verhältniſſe der Stände und Klaſſen zu einander und, wie mir däucht, recht ſehr durch die gehörige Vertheilung des Grundes und Bodens beſtimmt werden. Schweden und Norwegen gehören in dieſer Hinſicht zu den glücklichſten Ländern Europa's, wo die uralten germaniſchen Bauern, die freien Männer, welche ſich nicht ſchlechter hielten als die Edlen, und weil ſie frei waren, Edle waren und blieben, noch in zahlreicher Menge in glücklicher und zufriedener Mittelmäßigkeit neben einander auf mäßigen Gütern wohnen und die menſchlichen Tugenden in ihrer Einfalt und Aechtheit pflegen und erhalten. Wann weiſe Geſetze, damit Willkühr und alles verſchlingende Habſucht nicht auch hier zu ihrer Zeit wüthen und zerſtören, einmal befeſtigen, was Glück und Tugend des Volkes Jahrtauſende erhalten haben, eine Vertheilung des Grundbeſitzes in den meiſten Landſchaften, woran Moſes und Lykurgus wenig zu beſſern gefunden hätten, ſo können dieſe Länder den kommenden Zeiten getroſt entgegen gehen.

Dänemark liegt Teutſchland näher. Es hat wie Teutſchland lange einen faſt ganz unterdrückten Bauer

ſtand und eine ſklaviſche Leibeigenſchaft gehabt. Dieſes Unglück hatte es über den Sund getragen in die Landſchaften, die es einſt von Schweden abgeriſſen beherrſchte; noch ſind in Schonen Spuren genug, daß der Adel einſt mehr Herr ſeyn durfte und der Bauer mehr Knecht ſeyn mußte, als dies je in Schweden der Fall war. Weil aber der Bauer in Schweden und Norwegen nie als ein von Natur zum Dienen geborner Menſch angeſehen, ſondern immer als ein freier Mann geehrt worden iſt, ſo wundert ſich in den Ländern niemand, wann eines Bauers Sohn Miniſter oder Statthalter oder Feldherr heißt; ſelbſt in der Periode Schwedens, wo der Adel über die übrigen Stände die meiſte Gewalt an ſich geriſſen hatte, von dem Jahre 1720 bis zum Jahr 1765, gab es Reichsräthe und Herrlichkeiten, deren Väter Bauern waren. Wie viele würden in Teutſchland vor Erſtaunen außer ſich ſeyn und glauben, der jüngſte Tag ſey da, wann ſolches oft erlebt würde! *

England iſt mein zweiter großer Beweis. Es hielt ſich in ſeiner eigenthümlichen teutſchen oder ſaſſiſchen Freiheit und Unabhängigkeit der kleinen Grundbeſitzer und Bauern bis auf die zweite Hälfte des eilften Jahrhunderts, bis auf Wilhelm den Eroberer. Ich lege hierauf ein großes Gewicht. Gewöhnlich ſagt man, mit der Entwickelung der Verfaſſung und der Verfeinerung des Lebens habe ſich das Lehnweſen aus dem alten germaniſchen Gefolge ohne weiteres Zuthun wie von ihm ſelbſt ausbilden müſſen. Nun kann man nachweiſen, daß Britanien ſchon im ſiebenten, achten Jahrhundert in Hinſicht der Verfaſſung, der Sitten, der Religion und Gelehrſamkeit wenigſtens ſo gebildet war als Frankreich und Teutſchland im neunten und zehnten Jahrhundert, und doch findet ſich damals dort noch nichts vom Lehnweſen,

ſondern wenige adliche Männer wohnten unter dem allgemeinen Geſetze (welches König Alfred im neunten Jahrhundert neu ſammelte und ordnete) mit einer Menge kleiner und mittelmäßiger Freien zuſammen, die auf ihren Ländereien ſo ſehr Herren waren, wie jene auf den ihrigen: von einem Lehnbande, was ſpäter häufig ein Lehnſtrick ward, iſt in der engliſchen Geſchichte vor Wilhelm von der Normandie auch keine Spur, ſondern die freien Sächſen und Angeln, die nach der Mitte des fünften Jahrhunderts in Brittannien eingedrungen waren, hatten das eroberte Land ſo vertheilt und bewohnten es unter denſelben Verhältniſſen, unter welchen ſie weiland an den jenſeitigen Küſten Germaniens und um die Ems, Weſer und Elbe gewohnt hatten. Die Normannen, die aus einem Lande ſtammten, wo die größtmögliche perſönliche Freiheit und Gleichheit herrſchte, hatten in dem Lande, das ſie an den Nordküſten Frankreichs eingenommen, bald die nordiſche Freiheit verloren und, durch das Beiſpiel der benachbarten Franken, ihrer Beſiegten, verführt, die Knechtſchaft des Lehnweſens angenommen. Wilhelm der Normann, als er das große Unternehmen gegen England zurüſtete, begriff leicht, daß es den Kräften ſeines Landes, die er aufbieten konnte, weit überlegen war. Er machte es, wie alle Eroberer, er lud eine Menge Waghälſe und Abentheurer auf die Hoffnung der Beute und Länder ein, die er ihnen auf der ſchönen Inſel zeigte, die ſo lockend vor ihren Augen lag; und Waghälſe und Abentheurer ſtrömten in Menge herbei und ſchwellten ſein Heer aus Frankreich, aus Flandern, aus Brabant und aus allen Nachbarlanden, zu welchen der Ruf des großen Zuges gelangen konnte. Wilhelm gewann im Jahr 1066 die Schlacht bei Haſtings und behandelte England wie ein erobertes Land und die Eng-

länder wie ſeine Sklaven. Er mußte denen, die ihn zu einem ſo mächtigen Könige gemacht hatten, ſein Verſprechen halten, und vertheilte Land und Leute unter ſie. Dieſe Epoche iſt der Anfang einer drückenden Lehnherrſchaft in England. Das freigeſinnte Volk verſtand wohl ſich in den folgenden Jahrhunderten von dem Druck des königlichen Deſpotismus zu befreien und auch den ariſtokratiſchen Druck der Herren und Ritter etwas zu lüften, aber jener herrliche Zuſtand der früheren Zeit, wo Dreiviertel aller Grundſtücke in England mittelmäßigen Freien gehörten, jener Norwegen und Schweden gleiche Zuſtand, iſt in England nie wiedergekehrt: der einmal zerſtörte freie Bauerſtand hat in der Folge ſeine Zahl und alſo ſeine alte Bedeutſamkeit und Wichtigkeit im Staate nie wieder erhalten. Die Reichen und der hohe Adel beſitzen jetzt faſt alle Grundſtücke in England.

Man könnte hiebei auch an Schottland denken. Der Süden von Schottland bis an das Hochgebirg, ſo wie ein Theil der nördlichſten gegen Schottlands Gränze ſich ſtreckenden Landſchaften Englands iſt in den ſtürmiſchen Jahrhunderten, wo die nordiſchen Wikingar, die auch wohl Seeräuber genannt werden, ihre Züge gegen Weſten und Süden machten, nach und nach von Normännern (Männer aus Schweden, Norwegen und Dänemark) beſetzt und bevölkert worden. Das wiſſen wir aus der Geſchichte, und wenn wir es nicht aus der Geſchichte wüßten, ſo ſind davon bis auf den heutigen Tag noch Spuren und Denkmäler genug in Grabhügeln, Sagen, Sitten, Art und Sprache der Einwohner, und das ſprechendſte und unzerſtörbarſte Zeugniß und Denkmal dafür finden wir in der Dichtkunſt dieſer Gegenden, in den Romanzen und Balladen des Mittelalters, worin ein von dem ſüdbritanniſchen ganz verſchiedener hochnordi-

höhe Geist wehet. Diese Gegend ward, wie die Normandie von Frankreich, von dem nahen England, zur Verähnlichung in Sprache, Sitten und Einrichtungen hingezogen: es entstand hier auch durch die Nachbarschaft und das Beispiel und die Stammverwandtschaft fast ganz dasselbe Lehnwesen, das die französischen Normannen nach England gebracht hatten. In Nordschottland, dessen Bewohner wahrscheinlichst meistens gallischen Stammes sind, bestand ein patriarchalisches, oberherrliches Wesen der Abhängigkeit, das nicht wie das Lehnwesen durch bestimmte Formen und Gesetze, sondern durch Herkommen und Sitte getragen ward: bei wildem Karakter des Oberherrn vielleicht der Freiheit nah, bei hartem Karakter desselben wenig von Knechtschaft verschieden; nur daß der rauhe und strenge Himmel der die Leiber stählt, die Unterworfenen nicht so elendig und nichtswürdig werden ließ, wie jeder Sklav in wärmeren Ländern nothwendig werden muß. Wir werden weiter unten dieses Verhältniß noch berühren.

Uns däucht es also die höchste und selbst durch die Geschichte nachgewiesene Wahrscheinlichkeit, daß das Lehnwesen aus den Resten alter Knechtschaft hervorgegangen ist, welche die Franken, Lombarden, Sveven und Westgothen in den romanisirten Ländern Europa's fanden, welche sie bei dem Falle des römischen Reichs einnahmen, und in welchen sie neue Staaten stifteten. Und nun wollen wir noch etwas aussprechen, was ganz in das Gebiet dieser unserer politischen Fragen und Untersuchungen gehört: die Römer haben in jene Lande nicht bloß die Knechtschaft gebracht, sondern sie dort schon gefunden. Bei den Galliern wenigstens war eine traurige und drückende Lehnknechtschaft, als sie von den Römern bezwungen wurden; es gab bei ihnen damals nur Fürsten

und Adel und Halbfreie und Sklaven: volle Freie, ein ſtarker und unbezwinglicher Kern des Volkes waren nicht mehr da. Auch in Spanien ſcheint etwas Aehnliches geweſen zu ſeyn, als nach dem zweiten puniſchen Kriege die Römer diejenigen zu Sklaven zu machen anfingen, welche ſie vorher Bundsgenoſſen genannt hatten. Fürſten, Adel und Volk waren durch eine Art trauriges Lehnweſen zerſpaltet und konnten keine gemeinſame Kraft bilden. Es fehlte jenen Ländern der Kern eines freien Mittelſtandes, ohne welchen kein Land wirkliche Stärke hat; darum wurden ſie ſo leicht die Beute der Römer. Sie waren damals ungefähr in dem Zuſtande, worin die Franzoſen und Teutſchen im neunten und zehnten Jahrhundert waren, als ſie von Slaven, Avaren, Normännern und Magyaren geplündert wurden: ihre Mannskraft, ihre große Wehrmannſchaft war zerſtört oder zerſtückelt. Da mußten die Enkel der Männer, die 80,000 ja 100,000 Mann der kriegsgeübteſten Römerheere aus dem Felde geſchlagen hatten, ſich von 15,000 und 20,000 Normännern, ihren Stammgenoſſen, ungeſtraft plündern laſſen, weil dieſe noch das waren, was ihre Ahnherren weiland, freie und auf ihre Freiheit ſtolze und zuverſichtliche Männer. Wir hören, wie Cäſar dies galliſche Verhältniß zwiſchen dem Adel und den ſogenannten Freien beſchreibt, und wir müßten blind ſeyn, wenn wir darin nicht den Zuſtand erblicken wollten, wie er ſich im ſechsten, ſiebenten Jahrhundert in Frankreich und im achten, neunten Jahrhundert in Teutſchland von der alten Freiheit zur Lehnabhängigkeit entwickelt hat. So heißt es bei ihm im 6. Buche Kap. 13 und 15:

„In ganz Gallien ſind zwei Menſchenklaſſen, welche „einiges Anſehen und Ehre genießen, nämlich die Drui-

„Adel und die Ritter (Prieſter und Adel *). Denn das „Volk (plebs **) wird faſt wie Sklaven geachtet; es „unternimmt durch ſich nichts und wird zu keiner Ver„ſammlung gezogen. Sehr viele, wann ſie von Schul„den oder von der Größe der Auflagen oder von dem „Uebermuth der Mächtigen bedrängt werden, geben ſich „den Adlichen in die Knechtſchaft; gegen ſie ſtehen ihnen „alle dieſelben Rechte zu, welche den Herren gegen die „Sklaven. — Die Ritter, wann Aufforderung dazu „und irgend ein Krieg einfällt (was vor Cäſars Ankunft „faſt alljährlich zu geſchehen pflegte, daß ſie einander in „Angriffs- und Vertheidigungskriegen befehdeten) tum„meln ſich alle im Kriege. Und wie jeglicher durch Ge„ſchlecht und Reichthum der Stattlichſte iſt, hat er die „meiſten Ambakten ***) und Schützlinge (Vaſallen) „um ſich."

---

*) Grade ſo bei uns im Anfange unſeres Mittelalters. Seit dem eilften Jahrhunderte erheben ſich die Städte und machten das Volk und unſere Geſchichte wieder groß und frei. Allmählig ward auch das Joch der Bauern hie und da mehr gelüftet. Und dann —

**) Niebuhr in ſeiner römiſchen Geſchichte hat zuerſt gezeigt, was man unter plebs verſtehen müſſe, grade den achtbarſten, tapferſten, gehorſamſten und trefflichſten Theil des römiſchen Volks; er hat den Nebenbegriff von Pöbel auf immer von dem Worte Plebs abgewiſcht.

***) Ein Wort, wodurch eine gewiſſe Dienſtbarkeit und Abhängigkeit bezeichnet wird: eine Art Lehnmann und Diener. Unſer Wort Amt gehört gewiß dahin; wer ein Amt hat, iſt ein Diener, ein Minister, wie man es im Mittelalter nannte; daher wurden alle Ministri, Ministeriales, wenn ſie auch Freigeborne waren, von dem Volke als Unfreie angeſehen.

In dieſen wenigen Worten lieſt man die Geſchichte der Art und der Entſtehung der Lehnabhängigkeit, man lieſt, durch welche Umſtände freie Männer mehr oder weniger Knechte werden. Das kann man beſtimmt ſagen, hätte Germanien im erſten Jahrhundert nach unſers Erlöſers Geburt eine Verfaſſung gehabt, wie es ſie ſpäter, im neunten und zehnten hatte, Männer wie Druſus und Germanikus und Tiberius würden es leicht von dem Rhein und der Donau bis an die Oſtſee und jenſeits der Karpathen beſiegt haben, wir würden eine andere europäiſche Geſchichte haben.

Das fällt einem bei dieſem Hinundherſchweifen auf dem unendlichen und unergründlichen Meere der Völker und Jahrhunderte und ihrer Begebenheiten und Schickſale gleichſam von ſelbſt in die Hände, daß von allen germaniſchen Völkerſtämmen die Saſſen und die den Saſſen verwandteſten am feſteſten und hartnäckigſten an der Freiheit gehalten und dieſe Freiheit in verſtändigen und weiſen Einrichtungen entwickelt und ausgebaut haben. Ich nenne nur die Kriege gegen Auguſtus und Tiberius im Anfange unſerer Zeitrechnung, welche größtentheils von den Völkern geführt wurden, die ſich ſpäter Saſſen nannten; ich nenne nur ſolche, die durch wirkliche Abſtammung und durch die Sprachähnlichkeit ſich als ihre Blutsfreunde beurkunden: die Niederländer, die Frieſen, die Engländer, die Schweden, die Norweger, die Ditmarſen, die Siebenbürger — ja ſelbſt, wo dieſer Sprachzweig am meiſten hineinläuft, die Menſchen im Elſaß, in Oberſchwaben, in den Schweizerbergen haben ſich in unſerer Geſchichte von jeher durch Streben nach Freiheit und Geſetzlichkeit ausgezeichnet. Ich bemerke bei dieſer einfachen Angabe jedoch, daß ich hier ununtersucht laſſen will, wie weit Landesbeſchaffenheit, Oertlich-

keit und Himmelſtrich zur Hervorbringung dieſer merkwürdigen Erſcheinung bei dieſem Stamme und ſeinen verwandten Stämmen mitgewirkt haben können. — Auch das muß ich ſchließlich noch andeuten, daß ſich in wenigen Landſchaften des Vaterlandes ſo viele und große Bauerſchaften erhalten haben als in dem rechten Kern des Saſſenlandes, in Weſtfalen, welche zugleich in ihrer Bauart und in ihrem Weſen uns oft jenes älteſte Bild vorzuſtellen ſcheinen, was Tacitus vor ſiebenzehenhundert Jahren von unſern Vorfahren aufgeſtellt hat.

Wir ſind auf einem Gebiete, das für den engen Umfang unſerer Unterſuchung faſt zu weit iſt, auf mancherlei Nebenwegen und Fußpfaden hin und her geirrt, ehe wir zu der breiten, großen Straße, wohin wir eigentlich wollten, gelangten. Jetzt ſind wir darauf, und nun können wir kurz und grade darauf fortgehen. Man kann ja von den verſchiedenſten Seiten Pfeile abſchießen, die endlich alle in Einem Ziele zuſammentreffen.

Ich weiß, es werden nicht fehlen, die mit einer gewiſſen Erbitterung ſagen werden, ich ſey ein Feind des Lehnweſens und des Adels überhaupt und habe es durch dieſe Darſtellung von neuem bewieſen. Ich muß mir das gefallen laſſen, denn ja auch Andre müſſen ſich viel gefallen laſſen von einem Menſchen, der ſeine Gedanken drucken läßt. Da müſſen wir mit einander gegenſeitige Geduld haben. Ich will denn klar bekennen, daß mir das Lehnweſen kein ganz erfreulicher Zuſtand der Menſchheit ſcheint, daß ich mir viel beſſere Zuſtände der bürgerlichen Geſellſchaft denken kann, daß ich ſelbſt bei unſern Stammverwandten, den Schweden und Normännern, in Epochen der Entwickelung, die den unſrigen ähnlich waren, mit Freuden dieſen Zuſtand nicht gefunden habe. Aber perſönliche Erbitterung ſpricht hierin gar nicht, ſondern

blos das natürliche Menſchengefühl, daß ein Zuſtand, der durch Geſetze vertheidigt wird, glücklicher iſt, als derjenige, den fremde Willkühr verſchlimmern oder verbeſſern darf. Wie könnte ich auch ergrimmen über etwas, was ſich in der Geſchichte der meiſten Völker findet, vorzüglich in den Zeiten, wo die politiſche Geſellſchaft und die verſchiedenen Klaſſen des Volkes zwiſchen alter Rohheit und neuer Bildung und Entwickelung hin und her ſchwanken, ſo daß viele ſich dabei zu Tode geſchwanket haben, ohne daß ſie je nur eine politiſche Stärke oder einen geſchichtlichen Namen erlangt haben? Aber wie ſollte ich loben, was tauſend Mißbräuche und Frevel in ſich getragen hat und in ſich trägt und was für eine Zeit, worin jeder von dem Geſetze ſein billiges und gleiches Recht verlangt, nicht mehr paßt? Wir dürfen nie behaupten, daß dieſes wunderſame Staatsverhältniß an ſich je ein gutes und gerechtes Verhältniß geweſen ſey — die Geſchichte ſtellt gegen dieſe Behauptung zu viele Zeugen auf — wir können nur ſagen, daß es bei gutmüthigen und rechtlichen Völkern, wie z. B. die Teutſchen ſind, nie die Hülfloſigkeit und Rechtloſigkeit der Abhängigen und Unterdrückten ſo ſchreiend gezeigt hat, als bei manchen andern; und doch oft ſchreiend genug.

Wenn ich mich ſo erkläre gegen einen Zuſtand, der zur Zeit ſeiner Entſtehung vielleicht unvermeidlich und nothwendig war, der alle Klaſſen und alle Stände des Volkes, die Hohen wie die Niedrigen, umfaßte und band, der aber am meiſten auf die Unterſten drückte und ſie in den meiſten Ländern bis zu leibeigenen und hörigen Knechten erniedrigte, ſo will ich ehrlich geſtehen, daß mir das neue und neueſte Weſen auch nicht gefällt, wo man nicht allein die Perſonen frei läßt und von ungebührlichen Zwangen und Banden löſet — was recht

iſt — ſondern wo man Land und Häuſer und Güter und Gewerbe, gleichſam als wäre die ganze Welt ein liederliches Spielhaus, dem Würfelſpiele des Zufalls preisgiebt; was dumm iſt. Dieſes neue Weſen, weil die Franzoſen mit ihrer großen Umwälzung die Anfänger und faſt die Urheber deſſelben ſind, könnte man das franzöſiſche Weſen oder Unweſen nennen. Es däucht mir ein Unweſen, und ich will alſo das Wort Weſen in Unweſen umtaufen, weil es durch die Leichtigkeit des Wechſels der Beſitze den größten irdiſchen Schwerpunkt im Staate aufhebt, der ihm als Ballaſt ſo nothwendig iſt, damit er in Gefahren nicht von jedem kleinſten Winde umgeworfen werde, und weil es eben durch dieſe ewigen Wechſel den Menſchen nichts Feſtes und Bleibendes zeigt, ihre Liebe und Treue an nichts Feſtes bindet, und ſie ſelbſt auf dieſe Weiſe leichtfertig und vagabundiſch macht. Alſo daß uns dieſe neue Freiheit, wie ſie einigen ſcheint, nicht eben beſſer gefällt, als die alte Gebundenheit.

Wir hören einmal, wie Einige, welchen das Alte gefällt, das Neue, was wir eben mit dem Namen das franzöſiſche Neue getauft haben, tadeln und das Alte loben. Sie ſagen:

Gott ſelbſt, der Weiſe und Fromme, trägt die Natur nur durch ein Geſetz der Abhängigkeit; die höchſten Zwecke derſelben werden nur dadurch erreicht, daß Eines dem Andern untergeſtellt iſt: nur durch Dienſt wird das All erhalten, der Gehorſam iſt die höchſte Idee der Freiheit, d. h. der Gottähnlichkeit und der Gottgefälligkeit. Dieſes Geſetz der ganzen Natur geht auch auf die menſchliche Geſellſchaft über; denn der Menſch iſt gleichſam der geiſtige Abdruck, das geiſtige Bild der Natur, er ſtellt in ſich alle Triebe, Neigungen, Verſchie-

denheiten, Aehnlichkeiten und Ordnungen derſelben mit Bewußtſeyn dar: er macht das große und allgemeine Naturgeſetz gleichſam zu einem ſich ſelbſt erkennenden und wiſſenden Geſetze. Daher die verſchiedenen Ordnungen der Geſellſchaft und daher das der naturgemäſſeſte, ſittlichſte und vollkommenſte Staat, wo die verſchiedenen Stände deſſelben nicht neben einander, ſondern unter einander geſtellt ſind. Das Lehnverhältniß war ein ſolches von der Natur ſelbſt gegebenes und gebotenes Verhältniß, es war urſprünglich nicht ein Verhältniß der Abhängigkeit, ſondern des Schutzes. Auf dem Lande, wo dieſes Verhältniß am meiſten gefühlt wird, wohnen, wie auch in den Städten, zwei Arten Menſchen: Reiche und Arme, Vornehme und Geringe, Gebildete und Ungebildete, Adel und Bauern — die einen zum Befehlen und Rathen, die andern zum Dienen und Gehorchen bequem. Schon ihr Zuſtand bildet von ſelbſt, man mögte ſagen von Natur, ein wechſelſeitiges Verhältniß der Herrſchaft und der Abhängigkeit. Der Reichere, Vornehmere, Gebildetere iſt der geborne Helfer, Schützer und Rather des Aermeren, Geringeren, Ungebildeteren. Aus Dankbarkeit leiſtet dieſer ihm Dienſt für Dienſt, geſteht ihm freiwillig gewiſſe Leiſtungen, Abgaben und Huldigungen zu, kurz er erkennt ſeine Abhängigkeit als ein Glück und eine Wohlthat. Daß ſeine Perſon an einen gewiſſen feſten Ort gebunden iſt, macht ihn ſtill und ſittlich, und beſchränkt Wünſche und Begierden, die ihn, einen ungebildeten und ungeſchickten Menſchen, nur wüſt und unglücklich machen würden; daß er auf der einen Seite ſeine Kräfte nicht wie ihm gefällt für ſich gebrauchen und ſie als Bürger für ſich nicht immer die größtmöglichen Zinſen tragen laſſen kann, daß ein Theil ſeiner Kräfte und ſeines Vermögens

ſogar von dem Schirmherrn abhängt, der den freieſten Gebrauch derſelben einſchränken darf, hält ihn auf der andern Seite von vielen thörigten Unternehmungen ab, wobei ſein Wohlſtand und ſeine Sittlichkeit gleich große Gefahr laufen würden. Und laß dieſen Zwang der Abhängigkeit zuweilen ſogar drückend ſeyn, in wie vielen Fällen iſt er des beſchränkten Mannes Glück! Er hat einen politiſchen Halt und Schirm, er hat in Noth und Verlegenheit einen treuen und zuverläſſigen Hort, den lange und liebe Gewohnheit durch viele Geſchlechter mit ihm und ſeinem Schickſale verbindet und deſſen eigener Vortheil ihn auffordert ſeinen Mann nicht verderben zu laſſen. So iſt dies auf der einen Seite freilich ein herriſches und oberherriſches, auf der andern Seite aber mehr ein patriarchaliſches und verwandtſchaftliches Verhältniß. Sie fühlen in ſo vielen Fällen und durch ſo viele Erinnerungen und innige Verflechtungen, die ſie verbinden, durch gemeinſchaftliche Nöthen, die ihre Vorfahren beſtanden, durch gegenſeitige Dienſte und Wohlthaten, die ſie einander gethan, häufig etwas, was weit über das Gefühl des Herrn und des Knechts hinaus liegt, ſie fühlen etwas Menſchlicheres und Höheres, das man gleichſam eine edlere Blutsfreundſchaft nennen mögte. Und wenn gleich einige Lehnherren und Schirmherren gegen ihre Unterworfenen und Hörigen hie und da härter und ſtrenger als recht geweſen ſind und das natürlichſte und freundlichſte Verhältniß in ein unmenſchliches und deſpotiſches verwandelt haben, ſo ſoll man einzelne Frevel und Gräuel, welche von der menſchlichen Gebrechlichkeit überhaupt unzertrennlich ſind, nicht als eine nothwendige Folge des Lehnverhältniſſes hinſtellen. Kurz dieſes Verhältniß hat für die Sitten und den Wohlſtand der niedrigeren Klaſſen und für die Ruhe

und das Wohlſeyn des Staates die wohlthätigſten Folgen gehabt. Nun aber die beliebte und belobte franzöſiſche Freilaſſung?

Es klingt ſo luſtig das Wort für den kleinen Beſitzer und den Bauer: Juchhe! nun ſind wir des Edelmanns Gleiche! keine Leiſtungen, keine Frohnen, keine Zehenden mehr, jeder in ſeine urſprünglichen Menſchenrechte eingeſetzt, alle künftig mit Einem Maaße gemeſſen und über Einem Kamm geſchoren — wie ſollte eine ſo ſchmeichelhafte Lehre der leicht bethörlichen und verblendlichen Menge nicht gefallen, welcher Advokaten und Schwindelköpfe ſo leicht einbilden können, jede noch ſo billige Abhängigkeit ſey eine Unterdrückung und jedes wohlbegründete Recht auf ſie eine hinterliſtige Beſchleichung und Uebervortheilung? Und was erfolgt bei der völligen Freilaſſung der Perſonen und Befreiung der Güter? Wir wollen nicht leugnen, daß einige dieſe zur Verbeſſerung ihres Wohlſtandes zu gebrauchen verſtehen; aber die Menge geht offenbar an Sitten und Wohlſtand zurück, ſo ſehr der äußere Schein auch oft das Gegentheil zu ſagen ſcheint. Wir haben es ja geſehen an mehr als einem Orte, wo alle höhere Aufſicht über dieſe Menſchen, alle Einſchränkung ihrer ſogenannten Freiheit von ihnen genommen iſt, wohin es getrieben hat. Freilich mehr Thätigkeit und Gerührigkeit hat ſich bald gezeigt, auch wohl mehr Gewandtheit und Geſchicklichkeit hin und wieder entwickelt; aber wo iſt der ſtille und fromme teutſche Bauerſinn geblieben? und endlich auch wo iſt der alte Wohlſtand geblieben? die alte unſtörbare Sicherheit des Beſitzes? Denn hat das unruhig und geſcheidt gemachte Geſchlecht durch größere Gerührigkeit und Umſicht auch in manchen Gegenden gegen das Frühere

das Doppelte hervorbringen und gewinnen gelernt, so hat es noch häufiger das Dreifache verthun gelernt, und der gepriesene erhöhete Wohlstand, der aus dem neuen glücklicheren Zustande hervorgegangen seyn soll, ist nur ein baarer blanker Schein und nichts weiter. Denn sehr wenige aus dieser unteren Klasse der Gesellschaft sind so mäßig oder gescheidt, daß sie ihr Glück selbst zu verwalten und zu erhalten verstehen. Das schon ist sehr schlimm für die Sitten und für den Karakter des Landmanns, daß die Güter nun ungehindert von einer Hand in die andere gehen können; schlimmer ist das, daß kein Nachseher und Schirmer da ist. Juden und Judengenossen machen Anleihen darauf und setzen sich in den ganzen oder halben Besitz; stirbt selbst ein Besitzer im Wohlstande und hinterläßt mehrere Kinder, so theilen sich diese in das Gütchen oder die Hufe, oder sie bleiben auch in Gesammtwirthschaft darauf sitzen und wirthschaften sich auf einem Grundstücke an den Bettelstab, auf welchem vor zehen und zwanzig Jahren ein durch Lehreinschränkungen gebundener Hufner in sicherer Mittelmäßigkeit lebte. So verschwindet endlich ganz die alte Einfalt, Frömmigkeit, Treue und Ruhe des teutschen Bauers; er wird klug, schlau, thätig, auf geschwinden Gewinn grübelnd und diesen Gewinn geschwind wieder verthuend, bei der Wandelbarkeit des Besitzes an keinem festen Ort, an keine feste Gewohnheiten und Sitten geknüpft, endlich ein Mensch ohne Heimath, unstät an Trieben, unstät an Karakter, leichtfertig und vagabundisch. Das ist euer neuer teutscher Bauer, euer französischer Bauer. Das Einzige, was bei dieser ganzen vornehmen Bauerfreiheit, bei der Wandelbarkeit der Güter und bei ihrer Zertheilung und Zerstückelung herauskömmt, ist vielleicht, daß mehr Menschen gezeugt wer-

den, eine Plusmacherei, welcher verſtändige Staatsverwalter lange die gebührliche Schätzung gegeben haben. Wer einen Staat nicht gleich einem Taubenſchlag oder einem Hühnerſtall ſchätzt, weiß, daß wenige gute und wohlhabende Menſchen ihm mehr werth ſind als viele ſchlechte und bettelische. Ein ordentlicher Staatsrechner ſollte bei der Volkzählung die Bettler nicht nur von der ganzen Summe der Volksmenge abziehen, ſondern auf jeden Bettler noch ein Drittel Seele Deficit rechnen; ſo daß, wenn ein Staat z. B. eine halbe Million Bettler hätte, dieſe 500,000 Seelen nicht nur nicht mitgezählt, ſondern außer ihnen noch 166,666⅔ Seelen abgezogen werden müßten: welches von dem Ganzen einen Abzug von 666,666⅔ Seelen geben würde. Die Bettlerzahl ſelbſt würde ſich ergeben durch Zuſammenrechnung der Bettlerbrüche zu ganzen Zahlen oder zu vollen Bettlerſeelen, und man würde bei dieſer feinen Staatsrechnung die Bettlerwürde nach Sechszehntel-, Achtel-, Viertel-, Drittelbettlern beſtimmen, ſo daß der Menſch, der ein Viertel weniger hervorbringt, als er verzehrt, ein Viertelbettler, der aber die Hälfte weniger, ein halber Bettler genannt werden würde. In Staaten, wo ungeheure und unmäßige Reichthümer Einzelner und die Zerſtörung der kleinen Grundbeſitzer die Menge des Pöbels und der Bettler auf eine erſchreckende Weiſe vermehren, wie z. B. in Großbrittanien, wird bei einer Bettlertaxe, die Summen *) beträgt, wovon ein ganzes Reich getragen werden könnte, wohl ſo gerechnet werden müſſen. Darum ſoll jeder Staat bei allem, was er thut, wohl zuſehen. Nichts iſt leichter als ein Volk von

*) 6 bis 7 Millionen Pfund, oder ungefähr 40 Millionen Reichsthaler.

Bettlern und Vagabunden machen; aber nichts ist schwerer, als diese wieder in ordentliche und fleißige Menschen verwandeln. Wir könnten uns durch unweise Einrichtungen wohl mit Bettlern überladen gleich den Britten, aber sie zu füttern mögte uns nicht so leicht werden als ihnen; und todtschlagen dürfen wir sie nun einmal doch nicht.

Auf diese Gründe, die nicht ganz ohne Grund sind, und auf diese Darstellungen, die theils ihre gute Wahrheit und auch theils ihren guten Schein haben, und die man ungefähr auf diese oder doch auf ähnliche Weise in Gesprächen umtragen hört oder in gedruckten Büchern liest, muß ich Einiges zur Antwort sagen, indem ich mich zuerst gegen den Lobredner des Lehnwesens überhaupt äußere, dann zweitens mich über die sogenannte neue oder französische Bauernfreiheit erkläre. So zwischen zwei entgegengesetzten einander feindseligen Punkten gestellt mögte man vielleicht am ersten eine Mitte finden, die von der Wahrheit nicht zu fern liegt.

Natürlich ja der natürlichste soll der Zustand und das Verhältniß der Lehnabhängigkeit seyn, allen Frieden, alle Sitte, allen Wohlstand, alle Treue und Rechtlichkeit in sich enthaltend; wie der Weise zu dem Unweisen, wie der Starke zu dem Schwachen, wie der Mündige zu dem Unmündigen, wie der Vater zu dem Kinde — so in Rath, That, Fürsorge, Liebe und Freundlichkeit steht der Schirmherr zu dem Vasallen. Es ist das natürlichste, menschlichste und patriarchalischeste Verhältniß, dessen Zwang und Schranke für den Gezwungenen und Beschränkten nur wohlthätig ist. Also stellt man es uns auf.

Wenn das Verhältniß immer ein solches wäre und seyn könnte, so würden wir es allerdings für das größte

Unglück der Gesellschaft halten müssen, wenn es jemals aufgehoben würde. Aber man kann gegen diese Schilderung ein Gegenbild halten, wo sie etwas anders ausfallen muß. Wir wollen zur Ehre der menschlichen Natur glauben, ja wir wissen es zur Ehre der menschlichen Natur, daß es Lehnherren und Schirmherren, ja Leibherren (Herren von Leibeigenen) gegeben hat, welche wahre Väter ihrer unterworfenen und hörigen Leute gewesen sind: tapfere, fromme, gerechte und freundliche Patriarchen, welche, die unter ihrem Schirm standen, wie eine Familie Gottes verwalteten und gebrauchten. Aber wenn wir die Geschichte und Erfahrung fragen, so werden uns der Frevel und Gräuel, welche die Willkühr sich gegen die hörigen und leibeigenen Leute erlaubt hat, leider zu viele erzählt: Frevel und Gräuel der Gewalt, der Habsucht, der Wollust und Grausamkeit, daß uns schaudern würde, wenn ich sie hier aufzählen sollte. Die Urkunden und Kroniken des Mittelalters wimmeln davon, und selbst in jüngeren Zeiten fehlt es davon an Belegen nicht. Freilich war das Lehnverhältniß in seinen Arten und Stufen das mannigfaltigste und verschiedenste; von der drückendsten Leibeigenschaft bis zur leidlichen Zinspflichtigkeit und Hörigkeit war ein unendlicher Weg; aber wir wissen aus uns selbst und aus dem täglichen Gefühle unserer sündlichen Natur, daß die Herrschsucht der süßeste Trieb ist, daß die meisten von uns die Willkühr schlimm gebrauchen, wo sie die Gewalt des Gesetzes nicht zurückhält; und wir wissen auch, daß alle dunkle und unbestimmte Verhältnisse von der Willkühr gemißbraucht werden.

Der Mensch, wenn Leidenschaften und Habsuchten *)

*) So nennt der Grieche alle gewaltigen Triebe des Menschen.

ihn nicht aus der Ruhe der Besonnenheit herausreißen, wenn er still und heiter ist, strahlt in seinen Gedanken und Gefühlen immer noch den Spiegel der Freundlichkeit, Frömmigkeit und Gerechtigkeit von sich: es ist ihm so natürlich an das Gute und Gerechte zu glauben, auch wenn er selbst nicht immer gut und gerecht ist. Daher glauben wir so gern mit einer menschlichen Täuschung, der Mensch und die Erde waren nicht bloß in jener frühesten Zeit, sondern auch zu den Zeiten unserer Urgroßväter und Großväter viel glücklicher und besser als jetzt. Wenn wir jetzt auch sehen, wie wilde Leidenschaften und Gelüste das Recht durchbrechen und das Glück zerstören, so nehmen wir so gern an, daß es vor fünfzig und hundertfünfzig Jahren so ganz anders war, daß die Menschen einfältiger und frommer und bei wenigeren Bedürfnissen und schwächeren Reizen zum Bösen und Ungerechten, als jetzt da sind, freundlicher und barmherziger waren. O der schöne Glaube! aber leider ist es wahr: von hundert Menschen, welche Willkühr haben, werden fünfundneunzig sie immer mißbrauchen. So ist es schon zu den Zeiten unserer Väter gewesen, was wir aus Geschichten und Gesetzen aus jenen vergangenen Jahrhunderten darthun können. Freilich ist das Verhältniß unbestimmter Herrschaft und Dienstbarkeit schlimmer geworden in dem Maaße, wie mit der wachsenden Entwickelung der Gesellschaft auch die Bedürfnisse der Menschen vermehrt und die Leidenschaften derselben mehr gereizt und gestachelt sind. — Ich habe früher oft reizende Schilderungen gelesen von dem Verhältnisse der

---

wodurch er seinen Nächsten an Seele, Leib, Ehre und Vermögen zu übervortheilen strebt: Geiz, Wollust, Herrschsucht, Tyrannei.

ſchottiſchen Schirmherrn und ihres Gebietes; ſie ſind mir wie rechte Patriarchen erſchienen und ihre Untergebenen wie eben ſo viele Kinder und Kindeskinder, die gern unter dem freundlichen Vater und Groſsvater ſtanden. Der Laird iſt der Herr, der Richter, der Beſchützer und Vater des Clans, er iſt das Haupt einer groſsen Familie, deren Kleinſter und Aermſter doch ſein Kind iſt und nie von ihm gemiſshandelt, verſtoſsen und verlaſſen werden kann, denn er führt ja ſeinen Namen, und niemand entehrt doch gern ſein Geſchlecht. Wenn der geborne Herr, wie die Vertheidiger des Lehnweſens uns ſagen, ſeine Unterthanen lieben lernt durch eine Verbindung, welche ſchon vor langen Zeiten zwiſchen den beiderſeitigen Vorfahren beſtand, wenn die Gewohnheit dieſer Verbindung endlich eine Art Verwandtſchaft und Rückſichten dieſer Verwandtſchaft erzeugt, ſo muſs er, deſſen Namen ſeine Leute und Mannen führen, mit ihnen in ein wahrhaft väterliches Verhältniſs kommen: es muſs das Gefühl einer Blutsfreundſchaft entſtehen, wo der eine ſich als Vater und die andern ſich als Kinder fühlen. So meinen wir gern, weil wir von Natur, Gerechtigkeit und Tugend lieben. Aber anders iſt die Wirklichkeit. Die ſchottiſchen Lairds waren vor ein paar Jahrhunderten in roherer und genügſamerer Einfalt der Sitten vielleicht freundlichere und mildere Herren, als ihre jetzigen Urenkel. Jetzt muſs man die Berichte der Reiſenden hören, die in den letzten Jahrdreiſsigen Nordſchottland und die weſtlichen und nordlichen Inſeln beſucht und ſich um das Schickſal ihrer Bewohner gekümmert haben. Die Herren bringen in London, in den Bädern, bei den Wettrennen, in den ſchönen Ländern jenſeits des Meers ihre Zeit und ihr Vermögen in Ueppigkeit durch und Rentmeiſter und Verwalter ſind die

herzlosen Stellvertreter des Patriarchen des Clans; jedes Jahrzehend bringt neue Plackereien und erhöheten Pachtzins der Ländereien, die alle des Lairds Eigenthum sind, und dem Druck und der zu bitteren Armuth zu entfliehen, segeln jährlich einige Tausende in einen anderen Welttheil, wo sie wenigstens das zu finden hoffen, was in ihrem Vaterlande für sie und ihre Kinder nicht mehr zu gewinnen ist: daß sie sich für ihre Arbeit satt machen können.

So bist du, o Mensch, und so bin ich Mensch, so sind die meisten unsers Geschlechts, daß es im Staate misslich um uns steht, wenn das mit Beilen und Ruthen bewaffnete und um das Scepter des Herrschers geflochtene Gesetz, das ungeschriebene Gesetz in unserer Brust, das uns von selbst alle Pflichten der Menschlichkeit zu üben befiehlt, nicht ergänzt und verstärkt. Ich habe eben gesagt, daß es was Schönes und Herzerhebendes ist um den poetischen Glauben, der immer unwillkührlich aus unserm Innersten hervordringt, als sey in den Zeiten vor uns alles glücklicher, besser und gerechter gewesen. Außer diesem poetischen Glauben, der in der Brust des Königs wie des Taglöhners wohnt und ein mattes Bild des hellen Urbildes der Gottheit ist, das der Mensch verloren hat, giebt es einen andern poetischen Glauben, den poetischen Glauben der Poeten selbst: den Glauben der Dichter, der uns eben so heilig ist als jener erste.

Wir haben das hohe und heilige Bild einer europäischen Ritterschaft, von welcher uns das Mittelalter so schöne Muster zeigt. Die Dichter, deren Leben in der Vergangenheit und in der Zukunft ist und die sich die Gegenwart, selbst wenn sie schlecht und armselig ist, gern mit einem verhüllenden ja mit einem verschönenden

Schleier bedecken, haben Recht, wenn ſie die edelſten und hehreſten Geſtalten der Vorzeit vor die Augen der Mitwelt und Nachwelt ſtellen, ja ſie würden eine Sünde begehen, wenn ſie anders thäten. Des Erbärmlichen, Schlechten und Gemeinen iſt ſchon zu viel, und dabei ſoll der Sänger und Geſchichtſchreiber nur mit kurzer Erwähnung und kürzerem Tadel verweilen; die ungewöhnlichen Thaten, die ſeltenen Tugenden, die großen und gottähnlichen Seelen — die gehören ihnen an und von dieſen nur ſollen ihre Stimmen und Saiten klingen für die künftigen Zeiten. Was Wunder nur, wenn die Dichter uns einen rechten frommen, tapfern, milden und chriſtlichen Ritter mahlen, wenn ſie ihn uns auch in ſeinem Verhältniſſe mit ſeinen Leuten und Hörigen als einen über das Gewöhnliche und Gemeine weit hinausſchreitenden, mit chriſtlichem Ernſt und chriſtlicher Liebe als umfaſſenden und haltenden Mann zeigen — was Wunder, wenn wir uns daraus ein noch reizenderes Ideal im Hintergrunde unſers Herzens bilden und meinen, es könne für das Glück und den Frieden der Geſellſchaft und für die Sittlichkeit und das Glück des kleinen Volkes unmöglich eine trefflichere Einrichtung geben, als diejenige, welche die Bauern und die kleineren auf dem Lande wohnenden und gewerbenden Menſchen unter eine ſolche beſchützende und bewahrende Schirmherrſchaft und Obhut ſtellte? Daß wir uns ein ſo herrliches und reines Bild jener Vergangenheit, wo die Ritter ohne Furcht und Tadel lebten, entwerfen können, iſt ſchön; auch das iſt verzeihlich, daß viele die gedichtete Herrlichkeit in allen ihren Theilen ſich zu einer geſchichtlichen Herrlichkeit machen und feſt überzeugt ſind, es ſey das Lehnverhältniß im Mittelalter wirklich ein ſo hoch menſchliches und ritterliches Verhältniß geweſen: aber

die Dritten, welche trocken den Beweis führen wollen, es ſey wenigſtens dieſem Bilde ein ähnliches, es ſey beinahe ein ſolches Verhältniß geweſen, müſſen wir, weil ſie ſich den Schein geben aus der Geſchichte zu ſprechen, mit der Geſchichte ſelbſt widerlegen. Es hat ſolche Ritter gegeben wie die hohen Bilder, welche die Dichter uns aufſtellen, und ich bekenne, es giebt noch ſolche, aber ſie ſind immer ſelten geweſen und ſie ſind auch heute noch ſehr ungewöhnliche Vögel. Ich habe den Menſchen in den verſchiedenen Ländern und in den verſchiedenen Ordnungen und Klaſſen der Geſellſchaft genug geſehen, ich habe nirgends Vollkommenes geſehen; aber immer waren ſie glücklicher, wo ſie von einem auch ſtrengen Geſetze, als wo ſie von auch weicher Willkühr abhiengen. Frevel der Abhängigkeit und Dienſtbarkeit habe ich mehr geſehen als Wohlthaten derſelben, obgleich mir auch einzelne ſolche Schirmherren und Lehnherren begegnet ſind, welchen ich ohne alles Geſetz die Leiber und Seelen von Hunderttauſenden ganz hörig übergeben würde, mit der feſten Zuverſicht, ſie würden unter ſolcher Pflege und Hut nur glücklicher und beſſer werden. Ich nenne dich hier, ehrwürdiger Greis, General von Dyke auf Rügen, Prieſter, Vater, Patriarch der Deinigen, ohne daß ich weiß, ob dieſe Worte je zu dir kommen werden; ich nenne dich (trefflichſten aller ſchwediſchen Bürger) Freiherr Friedrich Maclean, Vater und Schöpfer von 200 Bauerhöfen und von 2000 glücklichen Menſchen. Aber weil die hohen, weiſen, frommen und chriſtlichen Ritter nie die Menge der Herren ausgemacht haben, ſo wollen wir lieber das allgemeine Geſetz haben, als den einzelnen Willen.

Die Art, wie die neue oder die franzöſiſche Bauerfreiheit ſich in vielen Gegenden, wo man Frankreichs

Beiſpiele vielleicht zu nah folgte, gemacht hat, kann demjenigen unmöglich gefallen, der einen Begriff von Recht hat und der den geſchichtlichen Weg kennt, auf welchem die meiſten Rechte, Dienſtleiſtungen und Verbindlichkeiten entſtanden ſind. Mogten immerhin manche Verhältniſſe der Herrſchaft und des Dienſtes entweder der Idee des Staates überhaupt oder der Entwickelung der Staatsgeſellſchaft, wie ſie nun iſt, entgegen oder nicht mehr angemeſſen ſeyn, immer mußte eine Ausgleichung der Rechte, eine billige Abfindung und Ablöſung Statt finden; man durfte den Knoten nicht ſo zerhauen, der doch nicht allenthalben ein gordiſcher Knoten war und der ſich meiſtens ſanfter hätte löſen laſſen. Man hat bei der Heftigkeit und Jähheit, womit man zugegriffen hat, dem einen Theile wahrlich nicht immer gegeben, was man dem andern genommen hat; oft haben beide Theile dabei verloren. Und das iſt der größte und ſchlimmſte Verluſt, wenn man das Volk gewöhnt, daß ohne Form Rechtens Recht geſtiftet werden kann. Welche Folgen für Sittlichkeit und Glück der kleinen Landbeſitzer und des Staates überhaupt die Leichtigkeit des Wechſels des Beſitzes, die Veräußerlichkeit und Wandelbarkeit aller Grundſtücke, und die Erlaubniß mit ihnen zu ſchalten und zu walten, wie jedem gefällt, haben müſſen, iſt oben angedeutet, und wahrlich nicht mit Uebertreibung; ſo daß wir darin ganz der Meinung der Vertheidiger des alten Lehrſyſtems, ja ſelbſt einer drükkenden Hörigkeit ſeyn müſſen, und mit ihnen bekennen, daß es das Gefährlichſte iſt, wenn der Staat den Landbeſitz und ſeinen Wechſel ſo ganz dem Zufall und der Willkühr überläßt. Die Perſonen müſſen frei ſeyn, aber wenn Stöcke und Steine und Wälder und Berge aus einer Hand in die andere hin und her gehen wie Fe-

dern im Winde, wann ſelbſt das Feſteſte beweglich und flüchtig wird, dann bleibt bei den Menſchen auch in dem nichts mehr feſt, was die Geſetze unerſchütterlich machen ſollten wie die ewigen alten Berge Gottes: in der Geſinnung und in der Liebe. Die beiden Stände aber, die dieſe Kernkraft eines Volkes am einfältigſten und innigſten bewahren, ſind auf dem Lande die Bauern und in den Städten die Handwerker. Dieſe aber verlieren alle feſthaltende Gediegenheit und alle ſittliche Haltung, wenn man auf dem Lande die Hufen und Höfe des Bauers leicht veräußerlich und wechslich macht und wenn man durch die Auflöſung der Zünfte und die Einführung der belobten allgemeinen Gewerbfreiheit die letzte alte Strenge und Zucht der Handwerke durchbricht. Man kann einem im verblendeten Freiheitſchwindel hintaumelnden Zeitalter nicht genug ſagen, daß nicht alles Freiheit iſt, was den Schein und den Namen davon hat.

Aber um das Rechte einzurichten und zu erſchaffen, dazu bedarf es weder Hörigkeit noch Leibeigenſchaft, welche der Willkühr und Ungerechtigkeit häufig Thür und Thor geöffnet und einen Theil der Landbewohner in Sparter, den andern in Heloten verwandelt haben, ſondern der Staat kann einen Weg gehen, den die Zeit ihm ſehr gebahnt hat, er kann durch Einrichtungen, die ihr angemeſſen ſind, den Zufall und die Willkühr einſchränken, welche zuletzt Land und Natur und Menſchen verderben, wenn man ſie frei ſchalten läßt, er kann ſich zum Oberlehnherrn und ein feſtes Geſetz zum Lehnrichter machen; denn dem Geſetze ſollen alle hörig und leibeigen ſeyn. Ich ſage mit vielen Andern, die es redlich mit dem Vaterlande meinen: Gott gebe uns bald die Männer, welche dieſen höchſtwichtigen Gegenſtand einmal

moſiſch und lykurgiſch ins Aug faſſen und dann feſt halten!

Wir haben oben ungefähr geſehen, was die Geſetzgeber des Alterthums wollten mit ihren Ackergeſetzen, ſie wollten die zu große Wandelbarkeit des Landbeſitzes hemmen, ſie wollten auch hindern, daß nicht zu große und nicht zu kleine Höfe und Güter entſtünden: ſie wollten die zu große Zerſtückelung oder Zuſammenſchlagung der Grundſtücke hindern, weil in beiden für die unteren Volksklaſſen das Verderben der Armuth und Sittenloſigkeit iſt, welche der beſitzloſen und heimathloſen Armuth immer auf dem Fuße folgt. Das bezweckten ſie damit, daß ſie durch ihre Geſetzgebung viele Landbewohner mit mittelmäßigem Vermögen ſchufen, daß Tugend und Wehrhaftigkeit bei dem Volke nicht ausſtürben. Solche Einrichtungen, als dieſe durch Geſetze befeſtigten, machen ſich in den Anfängen der Geſellſchaft bei freien Völkern von ſelbſt gleichſam durch einen Inſtinkt der Vernunft und Tugend, der ein Inſtinkt angeborner Billigkeit und Gerechtigkeit iſt. Auch unſere Altvordern hatten das Land ſo unter ſich getheilt, wie oben erwähnt iſt, und hatten dabei ſehr gedacht an die Wehrlichkeit der Menſchen und an die Vertheidigung des Vaterlandes. Denn die Menſchen denken oft mehr und tiefer in den Zeiten, wo noch keine Bücher geſchrieben worden und keine Schriftgelehrte von Kanzeln und Kathedern predigen. Die Hufe oder das Gütchen eines freien Mannes hatte deswegen Eine Benennung mit der Waffe: ſie hieß die Wehr, weil ein bewehrter Mann von ihr ausziehen ſollte. Dieſes Wort iſt in den nördlichen und nordweſtlichen Landſchaften Teutſchlands bis auf den heutigen Tag geblieben. Man fragt nach dem Tode eines Bauers: Wer von den Kindern hat die Wehr

(die Hufe) bekommen? man fragt: Iſt das Gut wohl in der Wehr? d. h. iſt Vieh, Saat, Feldgeräth, Feldbeſtellung, wie ſie ſeyn ſollen? Und wer weiß nicht aus Erfahrung, ja wer fühlt nicht, wenn er an ſeine eigne Bruſt klopft, daß in Nöthen und Gefahren das Vaterland am ſicherſten auf diejenigen rechnet, welche Beſitz haben, ſeyen ſie Edelleute oder Bürger und Bauern? Wen aber Häuſer und Aecker nicht feſthalten, der mag ſeine leichte Habe und ſein leichtes Herz wohl anderswohin tragen und ſich bald einbilden, es ſey auch da ein Vaterland. Vor allen aber ſind viele freie Bauern die rechte Stütze ja der rechte Eckpfeiler eines Staates, nicht nur weil ſie auf das innigſte an die Erhaltung des Vaterlandes geknüpft ſind, ſondern weil ihre Arbeiten und Geſchäfte Leibesſtärke und friſchen Natürmuth nähren, wodurch man der rechte tüchtige Kriegsmann wird.

Ich habe Länder gelobt und werde ſie je und je loben, wo über die Hälfte, ja wo oft Zweidrittel aller Grundſtücke unter mittelmäßige Beſitzer vertheilt ſind; wo viele freie Bauern wohnen. Wer Schweden, Norwegen, Ditmarſen, Oſtfrießland, die Grafſchaft Mark, das Havelland und das Herzogthum Magdeburg geſehen hat, weiß und fühlt, warum ich ſie lobe. Der Menſch, welcher weiß, was die Herrlichkeit eines Staates iſt, fährt mit einem unbehaglichen Gefühle durch die ſchimmernden adlichen Herrenſitze hin, wo die Bauerdörfer zerſtört *) und wo Haufen von Tagelöhnern und Lohnknechten die einzigen Beſteller der Felder ſind; auch wird

*) Ich kann aus dieſem Gefühle ſprechen. O Land meiner Heimath, wer wird die zerſtörten Bauern in dir wieder erſchaffen?

er nicht geblendet durch den vergänglichen und flüchtigen Glanz und Reichthum, den Fabriken geben, welche auf gewiſſe Weiſe immer einen Theil des Menſchengeſchlechts leiblich und geiſtig verderben — ihn kann allein das Bleibende freuen, das durch die Zeiten dauert: die bleibende Tugend und das bleibende Glück. Dieſe ſieht er nirgend ſo befeſtigt als bei dem freien Bauer, der mit mittelmäßigem Vermögen ſeinen eigenen Acker pflügt. Die Länder, wo wenige Menſchen im Beſitz ungeheurer Reichthümer endlich faſt alle Grundſtücke ihr Eigenthum und alle Landbewohner ihre Tagelöhner und Knechte nennen, und auch die, wo eine übertriebene Vertheilung und Zerſtückelung der Hufen herrſcht, zerſtören den gediegenen Kern eines Volkes und werden auf die Länge nicht beſtehen können.

Wir wollen einmal England betrachten. Dieſes große Land ſchimmert durch ſeine Macht, ſeine Freiheit und ſeine Reichthümer über ganz Europa, ja über die ganze Erde hin als eine bewunderte Erſcheinung; aber wahrlich es ſteht drinnen nicht ſo glücklich, als ſein Glanz nach außen fällt. Faſt alle kleine und mittelmäßige Landbeſitzer (die Yeomanry) ſind verſchwunden, und die Großen und Reichen beſitzen das Land und ihre Pachter bebauen es. Auch offenbart ſich hier, welche Folge die zu große Ungleichheit des Vermögens, beſonders in ſo fern ſie die kleinen Beſitzer verſchlingt, und ein die Welt umfaſſendes Fabrikweſen hat. Wie viele Strecken Land in England worauf glückliche Bauern wohnen und wovon Weitzenerndten in die Scheunen gebracht werden könnten, hat die durch kein Geſetz eingeſchränkte Laune der Reichen in Wildbahnen und Parks verwandelt! welch eine Ueberſchwemmung von Bettlern aus dieſer Verdrängung der geringen Leute vom Grund-

beſitz, aus dieſem mächtigen Fabrikweſen! Jetzt trägt ſich dies Alles, weil England über den Handel und über die Schätze der Welt gebietet; aber Weltumwälzungen und vorzüglich Handelsumwälzungen können kommen, — und ſie ſind vielleicht nicht ſo fern, als Manche glauben — wodurch die Engländer mehr auf ſich ſelbſt zurückgeworfen und zurückgewieſen werden — dann werden ſie in ihrer ganzen Häßlichkeit die Verwirrung und Regelloſigkeit der Verhältniſſe und die Furchtbarkeit des Uebels ſehen, das ſie jetzt verkleiſtern und verſalben aber nicht heilen können *).

In unſerm Vaterlande, in Teutſchland, ſind wir ſo weit noch nicht, am wenigſten iſt uns jetzt der Reichthum gefährlich. Doch ſind Landſchaften, wo das alte Verhältniß der Hörigkeit und Leibeigenſchaft, über dem und über deſſen Mißbräuchen die Regierungen nicht immer die gehörige Hut und Wache hielten, die Bauern zu ſehr zerſtört hat? in andern Landſchaften mögten ſie durch die ſogenannte franzöſiſche Freiheit untergehen, kraft welcher ſie verkaufen, vertauſchen, verpfänden, verſetzen, ja zerſetzen und zerſtückeln dürfen wie ihnen gefällt, was vorher durch mancherlei Bande gebunden war, ſo daß jetzt Krämer und Juden und Judengenoſſen zum Beſitz von Hufen und Höfen gelangen oder dieſe Hufe auch unter drei, vier Theilhaber oder Erben vertheilt und zerſtückelt werden können. So daß bei einer übel verſtandenen Freiheit das Verhältniß des Grundbeſitzes, das ein feſtes und ehrbares Verhältniß ſeyn ſollte, ein krämerliches und jüdiſches und faſt vagabundiſches Verhältniß wird.

*) Es ſind 5 Jahre, als dies geſchrieben ward. Nun frage ich, wie viele ſind, die Englands gegenwärtige politiſche Stellung glücklich preiſen?

Solche Uebel alſo, welche die Staatsgeſellſchaft in ihren edelſten Theilen angreifen und verletzen, müſſen abgewendet werden und können abgewendet werden durch eine weiſe Geſetzgebung, welche den Staat nicht wie ein kolleriges Pferd von dem Ungefähr und dem Zufall, die auch oft den Koller haben, zu Tode reiten läßt, ſondern welche, ohne Rückſichten auf die Bedürfniſſe und Vortheile des Augenblicks, allein das Bleibende und Nothwendige ſucht. Das Land und der Landbeſitz dürfen nicht frei gelaſſen werden, wie die Perſonen; das haben alle Geſetzgeber gefühlt, die ſich auf ihr großes Werk verſtanden. Der Menſch, der in ſehr entwickelten und verwickelten Zuſtänden der politiſchen Geſellſchaft die Ordnung der Natur und alſo auch die Ordnung der Geſellſchaft verkehrt, muß der zu großen Willkühr, die endlich einem bauren Zufall gleich wird, ein Maaß und ein Ziel ſetzen: Er muß Ackergeſetze geben, der Bauer und kleine Grundbeſitzer muß ein unmittelbarer Lehnmann, er muß der Hörige des Staats werden.

Das haben wir genug bewieſen und angedeutet, da es auf die Länge nur in ſolchen Ländern wohl ſtehen kann, in welchen die Hälfte, wo nicht Zweidrittel der Grundſtücke von Bauern oder kleinen bauerähnlichen Beſitzen beſeſſen und bewohnt werden. Wo dieſes Verhältniß ſo iſt, da hat der Staat nichts weiter zu thun, als es durch verſtändige Geſetze zu befeſtigen und zu erhalten; wo es aber durch Sorgloſigkeit der Regierungen oder durch Mißbräuche einer zügelloſen Freiheit verrückt oder gar zerſtört iſt, da muß man es wieder herſtellen. Zu dieſer Wiederherſtellung könnten in den Ländern, wo das Verhältniß aufgehoben iſt, die öffentlichen Staatsgüter angewandt werden, die man gewöhnlich Krongüter

oder Domänen nennt. Ich will ſagen wie; ich kann die Sache durch ein wirkliches Beiſpiel erklären.

In dem ehemaligen ſchwediſchen Pommern und Rügen, welches jetzt mit dem preußiſchen Staate verbunden iſt, waren durch einen Mißbrauch der adlichen oder ſtädtiſchen Herrenrechte die meiſten Bauerdörfer zerſtört und in große Güter von 600 bis 1500 Scheffel jährlicher Ausſaat (berliner Scheffelmaaß) verwandelt. Guſtav Adolf der Vierte, König von Schweden, damals Oberherr jener Länder, ein Herr, deſſen wechſelnden und verhängnißvollen Schickſalen meine Augen immer mit Mitleid folgen werden, weil er die Gerechtigkeit und das kleine Volk liebte, hatte in ſeinem Vaterlande zu viel Bauerglück und Bauernwohlſtand geſehen, als daß er den Unterſchied nicht hätte fühlen ſollen, den er in ſeiner teutſchen Landſchaft gewahrte. Dieſe Landſchaft hatte viele und große Krongüter, zum Theil von dem eben angegebenen Maaße Ausſaat. Dieſe beſchloß der König, der ſah, wie wenig Bauern hier noch übrig waren, in mehrere kleinere Theile zu zerſchneiden und auf Pacht längerer Jahre oder auf Erbpacht an einzelne Landbauern auszuthun. Dieſer Entwurf war nun freilich unvollkommen, weil er keine Landbeſitzer ſondern nur Landgenießer machte, aber es war doch ein Entwurf, der aus dem Gefühle entſprang, daß neben den großen auch mittelmäßige und kleine Landbeſitzer wohnen ſollten.

Auf eine ähnliche Art würde ich, wenn ich die Macht hätte ein Macher zu ſeyn, es mit den Domänen machen, wo ſie noch ſind. Ich würde ſie nämlich nach den Oertlichkeiten und nach ihrer verſchiedenen Lage und Fruchtbarkeit zu Gütchen von ein, zwei bis drei Hufen Land eintheilen; aber ich würde ſie nicht auf Zeitpacht oder

Erbpacht weggeben, ſondern ſie ordentlich verkaufen, aber unter folgenden Bedingungen:

Dieſe Güter wären gleichſam Lehen des Staats; ſie gehörten freilich dem Käufer und ſeinen Erben eigenthümlich, aber folgende Eigenſchaften und Verpflichtungen hafteten darauf:

1) Sie giengen für alle künftige Zeiten zu Bauerrecht. Bauern und Bauergenoſſen könnten ſie nur beſitzen und bewohnen, kein Edelmann, kein Kaufmann, kein Handwerker, kein Fabrikant; auch könnte kein Pächter oder Zinsgeber darauf wohnen noch gehalten werden, ſondern der Eigener müßte ſelbſt darauf ſitzen, oder ſonſt, wenn er ein anderes Geſchäft ergreifen wollte, ſie an ſeine Verwandte oder an Bauergenoſſen überlaſſen.

2) In der Nachfolge giengen die Söhne den Töchtern vor. Damit das Gut in Wehr bliebe und der Beſitzer nicht durch Schulden an tüchtiger Wirthſchaft gehindert würde, hätte der Antreter, wenn das Gut ſchuldenfrei wäre, ſeine Geſchwiſter und Miterben nur mit einem Sechstel des Werthes der Grundſtücke abzufinden; die bewegliche Habe aber außer dem durch das Geſetz beſtimmten nothwendigen Geräth und Vieh würde unter alle gleich getheilt. — Ein einziger Sohn wäre immer der Erbe, unter mehreren Söhnen beſtimmte das Loos über die Nachfolge. Hinterließe der Lehnbauer nur Töchter, looſeten dieſe ebenfalls. Unmündige Geſchwiſter hätte der Nachfolger bis zum achtzehnten Jahre zu verpflegen und zu erziehen, Mütter und Großmütter ehrlich zu erhalten und zu verpflegen bis an ihren Tod: die Art und das Maaß würde das Geſetz beſtimmen.

4) Die bewegliche Habe, welche Ehegatten zuſammenbrächten, würde, wann Kinder geboren würden, gemeinſchaftliches Vermögen. Wären keine Kinder da und

der Lehnbauer ſtürbe vor der Frau, ſo nähme ſie ihr Eingebrachtes wieder und räumte den Erben das Gut. Hätten ſie Kinder gehabt, die vor ihnen geſtorben wären, ſo erbte der Ueberlebende die ganze bewegliche Habe des Verſtorbenen.

Solche Güter mögten auch auf welche Art immer veräußert werden, aber nur mit Einſtimmung derer, die es angienge, und mit der Bedingung, daß ſie wieder an Bauergenoſſen kämen. — Ein Beſitzer ohne Kinder und Lehnverwandte, die Anſprüche auf ein ſolches Gut hätten, mögte es veräußern bei ſeinem Leben und darüber verfügen nach ſeinem Tode, verſteht ſich unter der Genoſſenſchaft.

Wie ein Bauer nicht mehrere ſolcher Güter beſitzen dürfte, ſo dürften auch die Felder mehrerer ſolcher Güter nicht zu Einem Gute zuſammengezogen werden. Eben ſo wenig wäre ein ſolches Bauergut in mehrere kleine theilbar.

Unter eben dieſes Geſetz, das ich über meine gemachten Bauerlehen walten ließe, ſtelle ich die Bauergüter, die ſich in meinen Staaten noch finden, damit ſie dem Bauerſtande in ordentlicher Wehr bewahrt werden und damit der ſo wichtige Bauerſtand dem Vaterlande erhalten werde.

Wie groß ein Bauergut ſeyn müſſe, damit eine Familie in beſcheidener Mittelmäßigkeit des Daſeyns davon leben könne, läßt ſich nicht von vorn her beſtimmen. Das hangt von dem Himmelſtriche von der Fruchtbarkeit des Bodens und von den Gewerben der Gegend ab, wo die Güter liegen. Aber da die zu kleine Ackerwirthſchaft durchaus nichts taugt, da die zu groſſe Zerſtückelung der Grundſtücke den Bauerſtand in ein allerlei treibendes, luſtiges und vagabundiſches Geſindel verwandelt,

ſo muß ein Kleinſtes geſetzt werden, bis zu welchem man hinabſteigen darf. Dies hat man auch in Ländern gethan, wo man die wahren Begriffe von Freiheit hat, z. B. in Schweden, wo die zu ſehr verkleinernde Zertheilung der Höfe (die übrigens dort in vielen Landſchaften weit größeren Umfang haben, als bei uns die Bauerhöfe) durch das Geſetz verboten iſt.

Dieſe meine Bauerordnung würde vorzüglich für das eigentliche Bauerland, für die Ebenen gelten; wo Waldbau, Weinbau, Obſtbau, Bergbau das Hauptgewerb der Menſchen ſind, da ſind die Verhältniſſe anders und die Geſchäfte beſchränken ſie ſelbſt auf einen kleineren Raum. Auf den weiten Feldern und Ebenen aber, wo das Sichabründen ſo bequem iſt, werden, wenn der Staat gar keine Beſchränkung ſetzt, die einzelnen Höfe und Hufen entweder von den Reichen verſchlungen, (welche ſie in große Höfe und Herrenſitze verwandeln; wie wir dies in genug Gegenden des Vaterlandes ſehen) oder der Bauerſtand verarmt und verdirbt auch durch zu große Zerſtückelung der Ländereien.

Wenn der Staat auf dieſe Weiſe den Bauerſtand an ſeine Erdſcholle befeſtigt hat, bleibt, je nachdem jedes Land eingerichtet und gelegen iſt, noch die Hälfte oder wenigſtens ein Drittel aller Ländereien für jeden andern beliebigen Beſitz frei. Ich ſage beliebig, obgleich ich wünſchte, daß der Adel, eben ſo wie der Bauer, allein auf Landbeſitz gegründet und an ſein Land feſt gebunden würde, daß es allein einen Majoratsadel gäbe nach dem Erſtgeburtsrecht. Ich weiß, beides gegen die Art Nachfolge in meine Bauerlehen und gegen dieſe adlichen Majorate werden ſich viele entrüſten, die einen, weil es ihnen eine Unfreiheit, die anderen, weil es ihnen eine Grauſamkeit däucht. Dieſe letzten ſprechen aus einem

einzelnen Familiengefühl; der Staat aber muß aus einem allgemeinen Familiengefühle sprechen. Er hat Millionen Kinder, er hat sie nicht blos heut und morgen oder dreißig Jahre und vierzig Jahre, sondern auf dreißig und vierzig Jahrhunderte muß er seine Rechnung machen, ja auf alle Zeiten ohne Gränze und Ziel; wenigstens müssen seine Gesetze die allgemeine Liebe und Gerechtigkeit in sich tragen, daß sie durch ihre Gesinnung und Weisheit würdig wären ewig zu dauren. Das einzelne Familiengefühl spricht: „Es ist doch unrecht, „daß des Bauers und des Edelmanns Kinder bei seinem Tode sich in die hinterlassene feste und liegende „Habe nicht gleich theile; warum soll einer so viel haben und alle die andern so wenig?“ Der Staat antwortet ihnen: „Ich handle aus einem höheren Rechte „und einer höheren Pflicht, ich muß das bessern, was „eure unzeitige Thorheit, ja eure thörichte Liebe zu eurer eigenen Zerstörung immer thun will. Ihr mit euren Gefühlen würdet aus dem Bauer und Edelmann „Bettler und Vagabunden machen; ich muß sorgen, daß „die beiden Stände in Wohlhabenheit, Rechtlichkeit und „Ehre erhalten werden; ich muß auch durch meine Gesetze und Ordnungen vor allen Dingen den Grundsatz „zu dem lebendigsten machen, daß Silber und Gold und „was ihr Vermögen nennt, von mir nicht als das Erste „hingestellt und gesucht wird, sondern festes Glück und „bleibende Tugend.“

Ja es ist meine feste Ueberzeugung, daß, wenn der Adel in alter Ehre, Würde und Unabhängigkeit und ohne den Neid der andern Stände bestehen soll, er auf festem, bleibendem Landbesitz und auf Majoraten mit dem Erstgeburtsrecht gegründet seyn muß: der Edelmann muß ein Landherr seyn, wie der Bauer der Land-

mann. Es müßte auch überhaupt kein neuer Edelmann gemacht werden, der nicht die Würdigkeit hätte, daß der Herrscher oder das Volk ihn so mit liegenden Gründen begabte, daß die Unabhängigkeit seiner Familie nach ihm gesichert wäre: Wenn ich gesagt habe, daß arme und vagabundische Bauern ein Unglück und Verderben des Staats sind, so meine ich dies noch weit mehr von einem armen, vagabundischen Adel. Ein Land kann viel zu viel Adel haben; und es ließe sich nach der Volksmenge und den Verhältnissen und Hülfsmitteln eines jeden Landes wohl die Zahl bestimmen, die es tragen könnte: es ließe sich für jedes Land ein goldenes Buch machen; und es sollte gemacht werden. Wir kennen Polens Geschichte und kennen seinen wimmelnden Adel; auch Schweden ist mit zu vielem und zu armem Adel überschwemmt; auch in einigen teutschen Landschaften ist dies der Fall. Es ist lange ein traurig Haß gewesen zwischen dem Mittelstande und dem Adel, und er ist leider noch nicht ausgestorben und hat seine bösen Folgen auf das Ganze, da durch diesen unseligen Neid so manches Gute gehindert und durchkreuzt wird. Dieser Haß und Neid stammt zum Theil aus dem alten Soldatenwesen, wie es vor zwanzig, ja an manchen Orten vor zehen Jahren noch bestand; er stammt wohl mehr noch aus der Herabwürdigung und wirklich unanständigen und fast schimpflichen Vermehrung des Adels durch die Reichskanzleien, wodurch der alte Adel sein Verdienstgepräge verlor. Krämer, Roßtauscher, Lieferanten, Ochsenmäster und Brantweinbrenner, ohne ein anderes Verdienst als das Verdienst einer gefüllten Tasche, kauften des heiligen römischen Reichs Adel für 80 und 100 Dukaten in der Kanzlei in Wien; ja während der Ledigkeit des Kaiserstuhls, wie wohlfeil und wie schmutzig

verschacherten die Angestellten in den Kanzleien des Reichsverweser oft die Würden von Edelleuten, Freiherrn, und Grafen!

Soll also Adel seyn — und daß er seyn soll, sagt alle Geschichte, was auch metaphysische Staatstheorien dagegen sagen — so muß er reich und unabhängig seyn; damit er in freier Ehre und Würde im Staate stehen und durch seine selbstständige Haltung wohlthätig auf das Ganze wirken könne. Ein armer Adel löscht bei dem Volke die Idee des ganzen Standes aus. Er hat durch seine Geburt Ansprüche, die er ohne Vermögen schwerlich erfüllen kann; er muß also dienstbar, glücksuchend ja oft glückjagend seyn, wie Menschen aus den untersten Klassen, er muß Künste für sein Fortkommen gebrauchen, die wenigstens solchen nicht ziemen. Darum ist die englische Art weise, wo der Aelteste des Hauses das Haupt und der Vertreter aller Mitglieder desselben und der Besitzer der Güter ist, wo aber die Jüngeren und die Seitenverwandten meistens zum Volke gerechnet werden und ohne Erniedrigung oder Beschimpfung ihres edlen Blutes alle Gewerbe und Geschäfte treiben mögen; und darum ist der Adel auch nirgends so geachtet, als in England. Auch in Schweden ist in den letzten Jahrzehenden eingesehen, daß zu zahlreicher Adel den Stand verkleinert und dem Staate schadet. Auf dem Reichstage zu Stockholm im Sommer des Jahres 1809 ist ein Gesetz gegeben, daß bei neu geadelten oder um eine Stufe erhöheten Familien der Aelteste dem Vater oder Erblasser immer in Besitz und Rang folgen soll, die jüngeren Brüder aber zu der unter dem Range des Vaters stehenden Klasse gerechnet werden sollen.

Wir leben in einer Zeit des Streites der Gefühle, Ansichten und Meinungen und auch der Redlichste wird

durch die allgemeine Bewegung, welcher er ſich nicht wohl entziehen mag, oft wider Willen von dem ruhigen Standpunkte der Betrachtung weggetrieben. Auf der Höhe des wilden Meeres gründen die Anker nicht und am Strande brauſt die Wellenbrandung zu gewaltig, als daß die Gedanken ſich vor Anker legen könnten. Soviel indeſſen haben wir alle begriffen, daß der Ruf nach Freiheit und Geſetzlichkeit dieſer Zeit ſehr natürlich war und natürlich iſt, daß aber von vielen eine Freiheit begehrt worden, welche auf Erden nimmer ſeyn kann noch ſeyn darf. Das haben Wenige bedacht, daß, wenn man alles frei läßt, nichts frei bleibt, ſondern nothwendig ein Zuſtand der Auflöſung und Ausſchweifung entſtehen muß, der die Freiheit in ihren Keimen tödtet. Das iſt das Geheimniß der wahren Freiheit, daß der Menſch durch viele ſächliche Bande, durch Einrichtungen, die ſich zunächſt auf Dinge außer ihm und erſt in der dritten, vierten Inſtanz auf ihn beziehen, gehalten und zur Zucht und Ordnung und zu dem heiligen Gefühle des Stätigen und Bleibenden, ohne welches keine gute Bürger ſeyn können, angehalten werde. In dieſer Hinſicht wünſche ich meine vorgeſchlagene Bauerordnung, (oder wenigſtens eine ähnliche) ich wünſche den Adel auf Majoraten gegründet, und bei den Handwerken die Erhaltung der Zünfte und Innungen, von welchen man ja die Mißbräuche wegthun kann. Unſer Zeitalter iſt ein Saturnus, der ſeine eigenen Kinder auffrißt, und ſich dann im Taumel ſeines blutigen Rauſches an den dicken Bauch ſchlägt, und den Leuten zuruft: ſeht hier die Folgen der Freiheit! ſeht hier das von Wahn und Knechtſchaft erlöſte Menſchengeſchlecht! Die Franzoſen haben damit angefangen, ſie haben das Kapital von Jahrhunderten in fünfundzwanzig Jahren aufgefreſſen; andere Regierungen

haben es ihnen in manchen Ländern aus Noth nachmachen müſſen, hie und da haben ſie es ihnen in verblendeter Thorheit nachgemacht. Alle Verhältniſſe wurden aufgehoben, alle Bande zerſprengt, gute und böſe, nützliche und ſchädliche, die Sachen wurden ſo frei gegeben wie die Perſonen, und die Stürme und Vulkane der Zeit weheten beide wie Federn und Aſchen umher. Und das iſt noch das Schlimmſte, was freilich vor fünfzig und ſechzig Jahren ſchon in einigen Ländern galt, was jetzt aber in ſo vielen faſt allgemeine Anſicht und Grundſatz geworden iſt, daß dieſe ungebührliche Freilaſſung die verwünſchte Fabrikſüchtigkeit und Fabrikflüchtigkeit in die Menſchen und in ihre Einrichtungen gebracht hat, und daß die ganze Erde und der Staat ſelbſt von vielen Staatsverwaltern und Staatseinrichtern faſt nur wie eine Fabrikanſtalt gewürdigt und verwaltet wird. Was man heute bedarf, was ein Menſch und ein Ding morgen einträgt, das fragt man mit hungriger Gier, und deswegen kann man mit den kurzen Augen nicht ſehen, was die künftige Zeit bedürfen wird und was die künftigen Dinge und Menſchen ſeyn und tragen werden. Es giebt gewiſſe natürliche Verhältniſſe in der Verwaltung und Einrichtung der Erde und des Staates und unter den verſchiedenen Klaſſen der Staatsgeſellſchaft, welche nimmer hätten geſtört und gebrochen werden ſollen, und für deren Erhaltung der Staat ſorgen muß, wenn er ſelbſt erhalten werden will. Wir wollen die Fertigkeit und Geſchicklichkeit der Menſchen immer loben, welche durch künſtliche Geräthe und Maſchinen Einem Menſchenarm die Kraft von hundert Armen und Einer Hand die Verrichtung von dreißig Händen geben können; aber wir ſagen es gradezu: Lieber wollen wir keine einzige Maſchine als die Gefahr, daß dies Maſchinenweſen

uns die ganze geſunde Anſicht vom Staate und die alle Tugend, Kraft und Rechtlichkeit erhaltenden einfachen und natürlichen Klaſſen und Geſchäfte der Geſellſchaft zerrüttet. Wenn alle Handwerker Fabrikanten werden, wenn der Ackerbau ſelbſt endlich wie eine Fabrik angeſehen und betrieben wird — kurz wenn das Einfältige, Stätige und Feſte aus den menſchlichen Einrichtungen weicht, dann ſteht es ſchlecht um das Glück und die Herrlichkeit unſers Geſchlechts. Wenn wir dahin kämen, daß Axt und Säge und Senkblei von ſelbſt Häuſer zuſchnitten und aufrichteten, daß der Pflug und die Senſe von ſelbſt den Acker pflügten und abärndteten, wenn wir endlich auf Dampfmaſchinen über Berg und Thal fahren und auf Luftbällen in die Schlacht reiten könnten, kurz wenn wir nur neben unſern künſtlichen Maſchinen, die alle Arbeit für uns thäten, ſo hinzuſchlendern brauchten, dann würden wir ein ſo entartetes, nichtiges und elendiges Geſchlecht werden, daß die Geſchichte auf ewig ihre Bücher von uns ſchlöſſe.